Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. L[illegible]ck,

Wien und Rom.

Erster Band.

Wien und Rom.

Sittenroman

aus der

Zeit Kaiser Josef des Zweiten.

Von

Eduard Breier.

Erster Band.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1851.

Seiner lieben Schwägerin

Fanny Breier,

gebornen Steiner,

widmet dieses Buch als Beweis seiner Achtung
und Verehrung

der Verfasser.

1.

In der Kärnthner-Strasse herrscht lebhafte Bewegung.

Es ist ein trüber Novemberabend des Jahres 1781.

Die Wiener eilten mit geschäftiger Hast über das frischgelegte Trottoir, denn damals waren kaum drei Jahre verflossen, seitdem man angefangen hatte, die innere Stadt, statt der Kalksteine mit Würfelsteinen zu pflastern, um auf diese Weise eine, in Wien kaum 60 Jahre alte Menschenraçe nicht aussterben zu lassen, nämlich, — die Pflastertreter.

Wenn man also mit geschichtlicher Genauigkeit vorgehen will, muß man bekennen, daß im Jahre 1778 der Grund gelegt wurde zu den Barrikaden des Jahres 1848.

Die Bewegung auf der Strasse war etwas stärker als gewöhnlich, wahrscheinlich mochte die französische Komödie Schuld daran tragen, welche gerade

an diesem Abende im Kärnthner-Thor-Theater gespielt wurde, man gab nämlich die Oper „Orfée“ von Gluck, und Mademoiselle Laurent, entzückte als Cupido das ganze Publikum, von den Logen angefangen bis zur Zehnkreutzer-Gallerie hinauf.

Die etwas stärkere Strömung, in der Kärnthnerstrasse um diese Zeit, mochte aber auch noch einen andern Grund gehabt haben.

Es hatte nämlich eine schwerfällige, hochbepackte Reisekalesche, welche von zwei matten Gäulen mühsam über den Stefansplatz geschleppt wurde, in die Kärnthnerstrasse eingebogen.

Kaum in der engen Gasse angelangt, glitt eines der Pferde auf dem ungewohnten Pflaster aus, und fiel zur Erde. Der Wagen mußte anhalten, die Passage war gesperrt.

Die enge Strasse stopfte sich bald mit Sänften, Wagen, Lastträgern, und eine gaffende Menge hielt neugierig in der Nähe der aufgehaltenen Kalesche.

Der Kutscher war vom Bock gestiegen, und suchte das gefallene Thier von den Strängen loszumachen.

Während dieß geschah, blieben die Fenster des Wagens geschlossen, und die Finsterniß verhinderte, den Einblick in das Innere des Fuhrwerkes. Endlich

mochte aber den Reisenden in der Kalesche der unfreiwillige Aufenthalt doch zu lange gedauert haben, oder es fing ihnen an in Mitten der immer mehr anschwellenden Menge unheimlich zu werden; denn der Wagenschlag ging auf, ein Mann sprang heraus, und stürzte auf den Kutscher los.

„Noch nicht fertig?“ rief er diesem zu.

Der Kutscher brummte einige unverständliche Worte in den Bart, die Menge aber war bei der Erscheinung des Reisenden so erstaunt, daß die Nebeneinanderstehenden die Köpfe zusammensteckten und bald hier, bald dort vernahm man die Worte: „Türke,“ „Teufel,“ „Mohr,“ „Satan,“ u. s. w.

Nach einem kaum fünf Minuten langen Aufenthalte war der Klepper aufgerichtet, der Reisende stieg nicht wieder in den Wagen, sondern setzte sich außen an die Seite des Kutschers, welcher nun die Pferde antrieb.

Die Menge zertheilte sich. Ein Haufe besonders Neugieriger, sogenannte Erz-Wiener, folgte jedoch der Kalesche, und ließ den Gegenstand ihrer Neugierde nicht aus den Augen.

Der Weg war kein weiter mehr. Das Fuhrwerk hielt vor dem Gasthofe „zum wilden Mann.“

Der Mann sprang vom Bocke, eilte in die Einfahrt, und zog die Glocke.

Aufwärter stürzten herbei. Der Schlag wurde geöffnet. Die Neugierigen sammelten sich wieder um den Wagen.

Ein Herr in einem Mantel gehüllt stieg aus, ihm folgte von ihm und der Dienerschaft unterstützt, eine dichtverschleierte Dame.

Beide eilten die Treppe hinan.

Nach kaum einigen Minuten war das Gepäck abgeladen, und auch der, von den Gaffenden besonders bewunderte Reisegefährte oder Diener, war dem erwähnten Paare gefolgt.

Die Kutsche war schon lange abgefahren, und noch immer standen einzelne Gruppen vor dem „wilden Mann," und lugten kopfschüttelnd nach den Fenstern des ersten Stockwerks, wo die Fremden einlogirt wurden.

„Wer mag die Herrschaft nur sein?" fragte ein ehrsamer Pfahlbürger seinen Nebenmann.

Dieser zog die beiden Schultern in die Höhe, so daß sie fast bis über die Ohren reichten, machte dabei eine Miene, die eben so viel sagen sollte als: „Wer kann das wissen?"

Ein Dritter, der eben hinzugekommen war, fragte: „Was ist denn hier Merkwürdiges zu sehn?"

„Eine Herrschaft — ein Mohr — eine rothe Mütze!" —

„Zum Teufel hinein," lachte der Frager, „und deßhalb bleiben die Leute stehn? Hat man in Wien noch keinen Schwarzen gesehn?"

„O, ja," rief ein muthwilliger Junge, „Schwarze genug, aber nicht im Gesicht."

Die Umstehenden lachten, und gingen ihres Weges.

Die also stattgefundene Passagestörung, das hierauf eingetretene Stehenbleiben und Fragen, was natürlich die Menge sich anhäufen machte, mochten also, wie wir schon erwähnt haben, zur lebhaftern Bewegung in der Kärnthnerstrasse an diesem Abende das ihre beigetragen haben.

Um dieselbe Zeit kam auch ein Mann durch das Kärnthnerthor.

Seine jugendlich kräftige Gestalt steckte in einem Anzuge, dem man alsogleich den ländlichen Charakter abmerkte. Von dem Augenblicke an, da er in die Kärnthnerstrasse eintrat, sah er forschend, bald rechts, bald links die Häuser hin, wobei er immer einen Moment lang stehen blieb.

Bald gesellte sich ein anderer Herr zu ihm.

„Guten Abend, Landsmann;“ sagte Letzterer.

„Schön guten Abend,“ erwiederte der Frühere.

„Sie scheinen etwas zu suchen?“

„Sie haben es getroffen, ich suche etwas.“

„Sie sind kein Wiener?“

„Auch getroffen, ich bin kein Wiener.“

„Darf man fragen, wo Sie zu Hause sind?“

„Ich? Ich bin aus Wienerisch-Neustadt.“

„Ah so! Aus Wiener-Neustadt.“

„Ja,“ entgegnete der andere wie früher, „aus Wienerisch-Neustadt.“

Dieses kurze Gespräch reichte hin, in dem jungen kräftigen Manne eine jener ländlichen Naturen zu erkennen, die mit der Residenz, und ihren Bewohnern selten in Berührung zu kommen pflegen.

Der Herr, welcher sich ihm angeschlossen hatte, schien nicht geneigt, ihn so leicht wieder zu verlassen, er verfolgte daher das Gespräch.

„Sie scheinen etwas zu suchen,“ sagte er, „wenn ich Ihnen dienen kann, so sprechen Sie. — Wir Wiener sind höfliche Leute.“

„Das freut mich,“ entgegnete der Neustädter, „hab' schon viel von der Wienerstadt reden gehört,

und bin froh, sie endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Der Andere fixirte ihn und sagte: „Sie sind also zum ersten Mal in Wien?"

„Ja, das heißt, als Kind war ich wohl schon einmal mit meinem Vater hier, das war nämlich damals, wie unsere gottselige Kaiserin die Kindsblattern gehabt hat, oder besser gesagt, wie sie von denselben genesen war, und das schöne Fest bei Sankt Stefan gefeiert wurde; aber du lieber Himmel, von damals weiß ich sehr wenig zu erzählen, ich war noch zu jung, darum bin ich jetzt gekommen. Sapperlot," unterbrach er sich plötzlich selbst, „ich glaube, ich hab im Eifer des Gespräches ganz auf mein Gasthaus vergessen."

„Auf welches Gasthaus?"

„Nun auf den wilden Mann, das ist nämlich das Gasthaus, in welchem ich einlogire."

„Und warum gerade beim wilden Mann?"

„Das will ich Ihnen gleich auseinandersetzen. Bevor ich abreiste, nahm mich mein Vater an der Hand, und sagte zu mir: Hanns, gib Acht, daß dir in Wien nichts Unangenehmes zustoßt, und kehr mir ja in der Kärnthnerstrasse beim wilden Mann ein, dort bin ich stets eingekehrt, wenn ich nach Wien kam, dort ist

auch immer mein Vater, dein Großvater, einlogirt, und meines Vaters Vater, kurz unsere ganze Familie."

„Diese Anhänglichkeit an den wilden Mann ist sehr lobenswerth, um so mehr, da dieß Gasthaus schon zu den Ansehnlichern gehört."

„Das ist eben recht," entgegnete der Neustädter, „meine Familie hat sich auch niemals spotten lassen. Die Steiger, — ich heiße nämlich Hanns Steiger — haben Haus und Hof, und Baares haben sie auch, und da kann man schon einige Gulden aufgehen lassen, wenn es darauf ankommt, etwas zu sehen und zu hören."

In diesem Augenblicke sagte der Andere: „Wir sind am Ziele, mein Herr, hier ist der wilde Mann."

Hanns Steiger, wie er sich nannte, besah das Haus, und sagte: „So? Also hier ist meine Familie jederzeit einlogirt? Das freut mich!" Und zu seinem Begleiter sich wendend, sagte er: „Ich dank Ihnen recht schön für Ihre Mühe — wenn es Sie nicht genirt, so möchte ich Sie zu einem kleinen Nachtmal einladen."

„Ich pflege zwar in der Regel keine Einladungen anzunehmen, allein bei Ihnen mache ich eine Ausnahme. Ihre Freundlichkeit ist außergewöhnlich."

Der Neustädter drückte seinem neuen Bekannten die Hand, und beide traten in das Gasthaus.

Hanns statt sich mit der Aufwärterin zu verständigen, begehrte den Gastwirth zu sprechen. Als dieser erschien, sagte er zu ihm: „Herr Wirth, ich bin der Hanns Steiger aus Wienerisch-Neustadt."

Als der Angeredete bei dieser Anrede wider Erwarten ganz gleichgültig blieb, fuhr der Frühere fort: „Mein Vater ist der alte Steiger." —

Der Gasthausbesitzer lächelte und sagte: „Hab nicht die Ehre zu kennen."

Hanns sah ihn erstaunt an, und rief: „Sie kennen meinen Vater nicht? Und doch sind alle meine Voreltern von jeher hier eingekehrt."

„Aber lieber Freund," mischte sich jetzt der Gefährte des jungen Mannes ins Gespräch; „hier wechseln ja die Fremden von Tag zu Tag, und wer wird denn gerade einen Namen behalten, der vielleicht alle Jahre einmal vorkommt."

„Ei was," versetzte der Neustädter unwirsch, „die Familie Steiger könnte man sich wohl merken, besonders wo Vater, Großvater und Urgroßvater, von jeher abgestiegen sind. Doch genug, geben Sie mir ein schönes Zimmer, und dann ein Nachtmal für mich und meinen neuen Freund."

Das Stubenmädchen eilte herbei. Ein Zimmer im ersten Geschoße wurde geöffnet.

Bald war der Tisch gedeckt, der Ofen geheitzt. Eine trauliche Wärme durchfluthete das Gemach, und die beiden Männer ließen sich die Kost des wilden Mannes fürtrefflich schmecken.

Betrachten wir sie näher. —

Hanns Steiger mochte zwanzig Lebensjahre zählen. Sein bartloses Gesicht zeigte zwei volle Wangen, welche von Gesundheit strotzten. Das braune Haar und die schwarzen Augen hoben den weißen Grundton seiner Hautfarbe noch mehr hervor. Zwei Reihen der schöngeformtesten Zähne glänzten bei jedem Lächeln des jungen Mannes zwischen den Lippen hervor. Seine Gestalt hielt die Mitte zwischen schlank und robust. Sein starker Knochenbau zeugte von männlicher Kraft, und sein ganzes Wesen repräsentirte eine Unverdorbenheit, wie man sie unter den großstädtischen jungen Männern selten zu finden pflegte, besonders aber damals nicht, wo französischer Luxus, französische Sittenverderbtheit, mit einem Worte, die ganze Frivolität des Bourbonenhofes den Kontinent überfluthet hatte.

Das Gegenstück zu ihm war jener Mann, welcher sich auf der Strasse zu ihm gesellt hatte. Ein

schmächtiger Körperbau, ein langes abgelebtes Gesicht mit einer kühn gebogenen Adlernase, eine etwas blasse Gesichtsfarbe, ließen ihn viel älter erscheinen, als er wirklich war, doch blieben sein ganzes Wesen nicht uneinnehmend, sein Benehmen freundlich, seine Manieren fein; was ihn besonders charakterisirte, war eine gewisse Schlauheit, die seinem Blicke innewohnte, und die — verbunden mit einer ans Spähende reichenden Aufmerksamkeit — ihm nichts entgehen ließ, was für ihn nur einigermassen von Wichtigkeit sein mochte.

So verschieden, wie die Persönlichkeiten der neuen Bekannten, so verschieden waren auch ihre Kleider.

Hanns trug eine enge braune Gemshose, und hohe, an die Beine sich elastisch anschmiegenden Stiefel; für einen solchen Körperbau hätte die raffinirteste Mode keinen günstigeren Schnitt erfinden können. Denn abgesehen von den schöngeformten Beinen, zeigte sich auf diese Weise, die beneidenswerthe Fülle der Schenkel und Waden im vortheilhaftesten Lichte. Ein zimmetbrauner Rock mit thalergroßen Knöpfen, eine himmelblaue Battenweste, ein weißes Halstuch mit den unausweichlichen Manschetten und dazu ungepudertes langes natürliches Haar; fürwahr, wer den Neustädter Gast nur ansah, mußte ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ausrufen: „Hanns du bist ein

droller Junge, ein Kerl am Fleck, kurz ein Mann, den die schönen Wienerinnen ganz kurios begaffen werden."

Was den Gesellschafter des Neustädters anbelangt, so war er mehr nach der Mode, und mehr großstädtisch gekleidet. Er trug Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, ein nettes Röckchen, gepudertes Haar und einen Mantel, den ihm die Winterluft aufgedrungen hatte.

Beide Männer ließen sich das Abendmal wohl munden. Die Unterhaltung war eine ungezwungene, besonders von Seite des Neustädters. Er theilte dem andern mit, daß er längere Zeit in Wien zu verbleiben habe; daß er nur im ersten Augenblicke in einem Gasthofe abgestiegen, dagegen dann eine Privatwohnung beziehen werde, worauf er aus dem Elternhause sein Gepäck zugesendet erhalten soll.

„Und welches ist die Ursache, um derentwillen Sie in der Residenz verweilen?" fragte der Andere.

„Ich will mich ein wenig umsehn," lautete die Antwort, „ich will die große Stadt kennen lernen. Es geschieht jetzt so vieles in Wien, man erzählt sich bei uns tausend Schnacken und Schnurren, man hört so manches Erstaunliche, daß man ganz von Holz sein müßte, wenn man nicht Verlangen tragen sollte,

wenn auch nicht Alles, so doch Einiges mit anzuschauen."

„Diese Wißbegierde gereicht Ihnen zur Ehre," sagte sein Gesellschafter.

„Wißbegierde? Warum nicht gar!" rief der grade Neustädter, „Neugierde, nichts als Neugierde, ich bin neugierig dieß und jenes zu sehn; das ist Alles. Trinken Sie, genieren Sie sich nicht. Es ist Ihnen vergönnt. Doch jetzt fällt mir etwas ein. Sie wissen wie ich heiß', Sie wissen wer und woher ich bin. Drum bitt' ich auch um Ihren Namen?"

„Mein Name? Ich heiße Dienstag."

Hanns brach in ein lautes Gelächter aus.

„Warum lachen Sie?" fragte der Andere.

„Aber ich bitte Sie," rief der Neustädter, „wie kann denn ein vernünftiger Mensch Dienstag heißen? Doch, Sie können ja nichts dafür, und am Ende liegt am Namen nichts. Also darf ich weiter fragen, wer oder was Sie sind?"

Derjenige, der sich Dienstag nannte, sah ihn verschmitzt lächelnd an, und sagte: „Ich bin in Diensten einer Herrschaft. Das Nähere werden Sie erfahren, wenn wir erst besser bekannt geworden sind."

„Auch gut," versetzte Hanns, „also Sie werden mich wieder besuchen?"

„Ich werde so frei sein."

Das Zwiegespräch wurde in diesem Augenblicke unterbrochen.

Aus dem Nebenzimmer herüber vernahm man Harfenklang.

Hanns stutzte.

Herr Dienstag wurde aufmerksam.

Die Harfentöne, welche anfangs in einzelnen Akorden herüberrauschten, begannen sich immer mehr zu verbinden und bildeten zuletzt eine fremdartige Weise, welche so einschmeichelnd, so wehmüthig herübertönte, daß beide Lauscher, sich gegenseitig fast vergessend, in tiefer Stille da saßen, und mit ganzer Seele im Anhören des wunderlieblichen Spiels versunken waren.

Die Harfe verstummte.

Herr Dienstag war der erste, der aus dem Hinbrüten erwachte.

„Eine angenehme Nachbarschaft," bemerkte er zu seinem Gesellschafter.

Hanns machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die seine Zufriedenheit ausdrücken sollte, und erwiederte: „Wer mag der Harfenspieler sein?"

„Oder die Harfenspielerin?" meinte der Andere.

„Sie glauben also, es könnte eine Dame sein?"

„Mir däuchte das Spiel zu zart, als daß es von einem Manne herrühren sollte."

Hanns widersprach nicht, sondern versank in Nachdenken, und als der Andere ebenfalls seinen Ideen nachhing, wurde die Unterhaltung durch eine Pause unterbrochen.

Herr Dienstag erhob sich plötzlich vom Sitze.

„Ich will Ihnen nicht mehr lästig fallen," sagte er, „der Abend ist vorgerückt, ich muß nach Hause."

Das Abschiednehmen von seiner Seite geschah mit solcher Hast und Ungeduld, daß sie nur von einem so unerfahrnen Menschen, wie Hanns Steiger war, unbemerkt bleiben konnte.

Dieser hielt ihn auch nicht länger zurück, denn ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, kam ihm der plötzliche Aufbruch seines neuen Freundes in diesem Augenblicke sehr willkommen.

Herr Dienstag verließ das Gemach, eilte die Treppe hinab, und begehrte nach dem Stubenmädchen.

„Ich war," sagte er zu ihr, „im ersten Stock bei meinem Freunde Steiger zu Besuch. Können Sie mir nicht sagen, wer die Gäste nebenan sind?"

„Herr Steiger," antwortete die Zofe, „hat die Eckstube rechts, der ganze übrige Theil des ersten

Stockes, ist von einer Herrschaft bewohnt, die ebenfalls erst heute Abends hier eingetroffen ist."

„Und wie nennt sich die Herrschaft?"

Das Stubenmädchen warf den Kopf stolz in die Höhe, und sagte mit hochfahrendem Tone: „Es ist — der Herr Marquis Saint Germain!"

2.

Als Fischer von Ehrlach (der Vater) im Jahre 1716 auf Geheiß des Fürsten von Trautson jenes herrliche Palais auf dem Glacis vor dem Burgthore bauete, mochte er kaum daran gedacht haben, daß dasselbe 44 Jahre später Eigenthum der Kaiserin, und von einer adeligen Garde bewohnt sein würde, welche gleichsam die Blüthe eines tapferen, aufopferungsfähigen Volkes, in der Residenz als Zierde und Schutz prangen sollte.

Und als die große Kaiserin, mit dem milden frommen Herzen, in dieses Palais, die ersten adeligen ungarischen Leibgardisten einziehen sah, mochte sie es ebenfalls nicht geahnt haben, daß dieses Gebäude, in nicht ganz hundert Jahren später, leer und verlassen sein, daß ihre stolze Schöpfung zerstört sein werde; ja die große Kaiserin, so wie der berühmte Architekt würden höchlich staunen, wenn sie jetzt plötzlich von den Todten erständen und das herrliche Palais, welches die Jugend und die Zierde einer Nation barg, von

einer Schaarwache bewohnt fände, der man, der liebe Himmel mag es wissen warum? — einen französischen Namen gegeben hat.

Doch eilen wir an diesem Gebäude vorüber, es weckt wehmüthige Erinnerungen — unser Weg führt gegen das „Platzl" in die große Kapuzinergasse — bald haben wir ein Haus erreicht, unansehnlich in einer Ecke gelagert — ein ganz gewöhnliches Bürgerhaus, nur ein Stockwerk hoch, ohne jedes hervorragende oder bezeichnende Merkmal, unweit von jenem Kloster, welches dieser Gasse den Namen gegeben.

Wir betreten das Innere dieses Hauses, und zwar alsogleich das obere Stockwerk, zu welchem eine enge, unbequeme Treppe führte, deren Holzstufen ihr hohes Alter durch Unebenheiten beurkundeten, welche von den Tritten der Auf- und Abgehenden, wenn wir so sagen dürfen, ausgeschliffen waren.

Die Bewohner dieser Etage waren Bürgersleute, und zwar nur drei Personen, darunter zwei Frauen, oder besser zwei Jungfrauen, deren Eine freilich die Jugend längst schon hinter sich hatte.

Beim Eintritt in die Stuben, welche nach unserer jetzigen Anschauungsweise altmodisch eingerichtet waren, konnte man alsogleich die höchste Einfachheit und Reinlichkeit bemerken. Die Möbeln von brau-

nem harten Holze, Vorhänge und Decken vom großgeblumten Zitz — die tiroler Teppiche buntfarbig, — das Geschirr — Service würde man jetzt sagen — von echt vaterländischem Porzellän, — der Himmel weiß es, wie dieses damals noch beschaffen war — die Uhr ein altes Familienstück mit einem Glokkenschlag, daß Einem die Ohren gellten, und dazu ein Hund, eine Katze, und in einem grün angestrichenen Bauer ein Kanarienvogel, dieß beiläufig waren die Einrichtungsstücke, und sonstigen lebendigen Wesen in dieser Wohnung.

Es ist Nachmittags drei Uhr.

In der Vorderstube wird ein heftiger Wortwechsel geführt. Die beiden streitenden Partheien sind Herr Sebaldus Rothlauf, der Hauswirth, und seine Schwester, Jungfrau Regina, die Hauswirthin.

In dem Ersteren finden wir einen kleinen behäbigen Mann, dessen Aeußeres sich durch nichts hervorthut, als durch ein Gesicht, welches — übereinstimmend mit seinem Namen — so infam roth war, daß es — wie der Wiener zu sagen pflegt — schon ins Kupfrige hinüberspielte. Eine sonderbare Malice des Schicksals hatte es gefügt, daß Sebaldus seinem Gewerbe nach ein „Krebsenzähler“ war, ein Nahrungszweig, der mit einem heutigen Eier- oder

Bierversilberer analog sein mochte, der aber im Laufe der Zeiten unterging, da mit der Fastenlust auch die Krebsenliebhaberei abgenommen hatte.

Sebaldus war als Krebsenzähler, durch eben sein, wenn auch gesundes, so doch rothlaufiges Gesicht auf dem Markte so berühmt und bekannt geworden, daß jede, nur halbwegs cultivirte und routinirte Köchin ihren Krebsenbedarf nirgends anders, als beim „gesottenen Krebs," diesen Spitznamen hatten ihm nämlich die Weiber gegeben, hohlte. Auf diese Weise erfreute er sich eines recht netten Einkommens und ließ durch seine Schwester die Wirthschaft besorgen, ohne je an jene zweite Hälfte zu denken, die für ihn bestimmt sein mochte, die aber, wie er selbst oft scherzweise zu sagen pflegte, wer weiß wo, noch im Hemd herumlief.

Warum Sebaldus bisher dem Ehestand entsagt hatte? Wir vermögen diese Frage nicht genügend zu beantworten. Vielleicht, daß er durch eben sein Geschäft die Weiber von einer unvortheilhaften Seite kennen gelernt hatte, vielleicht auch daß er seiner Schwester dieß Opfer brachte, oder der armen Louise, die er, eine Waise, an Kindesstatt ins Haus genommen, und die nun zu einer sehr stattlichen Jungfrau herangewachsen war, vielleicht auch — doch wozu uns

mit Muthmassungen quälen, die Thatsache liegt vor, gleichviel welche Motive sie zu Grunde hatte.

Seinen Charakter belangend, war der Hagestolz ein gutmüthiger Kautz, manchmal aufbrausend, aber überaus versöhnlich, oft voll närrischer Einfälle, womit er namentlich seine Kundschaften zu erheitern pflegte, die es nicht verschmähten mit dem Fünfziger, so alt war er schon, ihr Kurzweil zu treiben.

Was seine Schwester Regina belangte, so war sie eine alte Jungfrau. Sie war nur ein paar Jahre jünger als Sebaldus, und in vielfacher Beziehung der Gegensatz von ihm. Regina war zänkisch, boßhaft, neidisch. Der bürgerlich befugte Krebsenzähler hatte seine Noth mit ihr, und es bedurfte oft seines ganzen Ansehens, um die Keiferin im Zaume zu halten.

Die, wenn auch ganz unschuldige Ursache der meisten häuslichen Zwistigkeiten, war das dritte Glied dieser kleinen Familie — die arme Louise.

Als obdachlose Waise von Sebaldus aufgenommen, wurde sie vom ersten Augenblicke an von Regina mit scheelen, mißgünstigen Augen angesehen. Jemehr das Mädchen heranwuchs, jemehr es sich zu einer in der That reizenden Jungfrau heranbildete, desto ärgerlicher wurde Regina, desto größern Spiel-

raum gewann ihr Neid, desto hämischer und unausstehlicher wurde ihr Benehmen. Sie haßte in Louisen diejenige, mit welcher sie einst die Hinterlassenschaft ihres Bruders theilen sollte, sie fürchtete in ihr das reine unschuldige Wesen, sie verfolgte in ihr den Liebling des Bruders.

Unter solchen Verhältnissen gehörte in der That die ganze Unschuld und Ergebenheit der Jungfrau, so wie die wirklich väterliche Liebe ihres Beschützers dazu, um die Anstrengungen Reginens zu nichte zu machen, welche die Entfernung des Eindringlings bezwecken sollten.

Wir haben des heftigen Wortwechsels erwähnt, welcher eben zwischen Sebaldus und Regina geführt wurde.

Louise war abwesend.

Der Gegenstand das Streites war dießmal ein politischer, ging jedoch später auf das gewöhnliche Thema, nämlich auf Louisen über.

Die Scene, die wir vorführen, zeigt im Kleinen, wie die öffentliche Stimmung im Großen war.

Wir haben bereits erwähnt, daß wir uns im November 1781 befinden.

Welch' eine Ereignißreiche Zeit in unserem theuern Vaterlande.

Wir haben aber unsere Leser plötzlich in das Getriebe der Residenz hineinversetzt, ohne sie nur mit einem Worte an die historische Bedeutung jener Tage zu errinnern, jener Tage wo die großartigste Entfaltung sich vom Throne herab kund gab.

Kaiser Josef der Zweite regierte!

In diesen Worten liegt der ganze Sinn der damaligen Zeit.

Man gönne uns jetzt in die einfache Bürgerswohnung zurückzukehren, wir werden im Verlaufe dieses Gemäldes, noch oft genug jene Räume betreten, wo nicht nur die Schicksale Einzelner entschieden, sondern die Geschicke ganzer Völker geleitet wurden.

Jungfrau Regina hatte ihrem Zünglein eben freien Lauf gelassen und Sebaldus erwiederte: „Du magst sagen Schwester was dir beliebt, du wirst mich doch von meiner Ueberzeugung nicht abbringen. Ich lobe mir die Zeit, in der wir leben. Gott segne sie und den Kaiser."

Regina schüttelte, sich als ob sie Scheidewasser im Munde hätte.

„Ja," rief sie, „ihr könnt lange auf den Segen Gottes warten. O du mein Jesus! Geht doch kaum das Jahr zu Ende, seitdem die große Frau von dem kaiserlichen Throne in die Gruft der heiligen Kapuziner

hinabgestiegen ist, um nicht mehr wiederzukehren, und was ist seitdem Alles geschehn?! — Mir schwindelts im Kopfe, wenn ich nur daran denke. Ich will nicht sprechen von der Vertreibung des heiligen Jesuitenordens, die schon vor mehreren Jahren stattgefunden, und woran auch Niemand anders, als die jetzige Majestät Schuld trägt, wie gesagt, ich will nicht sprechen davon, denn vertreiben kann man die gottergebenen Patres, aber sich vor ihrem Wiederkehren zu bewahren, das würde ein Bischen schwer fallen, aber was ist in diesem ersten Jahre seiner Alleinregierung nicht schon Alles geschehn? Hat er sich nicht völlig vom heiligen römischen Stuhle losgesagt. Ich frage Dich, Sebaldus, sind wir in diesem Augenblicke noch Christen? Der Kaiser hat mir nichts, dir nichts päpstliche Bullen abgeschafft, hat die Bischöfe gegen den heiligen Stuhl aufgewiegelt, indem er sie in längstvergessene Rechte einsetzte, und hat sogar befohlen, daß jeder päpstliche Erlaß ihm zur Allerhöchsten Genehmigung vorgelegt werde, als ob Seine Heiligkeit nicht der oberste Herr der Kirche wäre! Ich frage Dich Sebaldus, sind wir wirklich noch Christen? Hast Du vielleicht heute auch wieder ein Paar Traktätchen mitgebracht, die von den Hungerleidern zum Verderbniß der Menschheit in die Welt hineinspedirt

werden, weil jetzt jeder Lümmel drucken lassen kann, was er will?"

„Das nennt man Preßfreiheit!" bemerkte der Krebsenzähler gelassen.

„Freßfreiheit, sollst du sagen, ja Freßfreiheit, denn der Teufel wird sie Alle fressen, und diejenigen mit, welche das Geschmiere kaufen. O! Herr Gott, du hast diesen ganzen Sommer so oft donnern lassen und hast kein einziges Mal in dieses Sodom und Gomorrah eingeschlagen. O du großer Heiland, wie langmüthig bist du, wie kannst du nur zuschauen, wenn die frommen Hirten dieser sündigen Heerde in dem Schandbogen bekrittelt und besudelt werden?"

Während dieser Klagen stand Herr Sebaldus am Fenster, trommelte leise mit den Fingern auf die Scheiben, und machte eine nichtssagende Miene dazu, als ob außer ihm keine lebende Seele in der Stube anwesend wäre.

Regina ließ sich durch den Gleichmuth ihres Bruders nicht beirren, und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ja, es ist weit mit uns gekommen! Protestanten, Juden, Heiden sind durch kaiserliches Wort geduldet. Oh, diese Toleranz wird noch böse Früchte tragen! wohin wird es aber mit uns kommen; wenn dieses Regiment noch einige Jahre fortwährt, es wird

am Ende gar kein Christenvolk mehr in Oesterreich geben, es gibt vielleicht jetzt schon keines mehr, ums Himmels Willen Sebaldus ich frage Dich, sind wir noch Christen oder nicht?"

Der Krebsenzähler sah noch immer durchs Fenster, es hatte fast den Anschein, als ob sich in den Scheiben, die Röthe seines Gesichtes wiederspiegle, das Trommeln währte fort, nur bemerkte man jetzt, daß Sebaldus mit seinem rechten Fuße eine anhaltende zitternde Bewegung machte, eine Gewohnheit, die ihn häufig beschlich, besonders wenn er in Nachdenken verfiel, oder bei irgend einer Gelegenheit ungeduldig zu werden anfing.

Da Regina, gleichsam die Antwort auf ihre wiederhohlte Frage abwartend, eine etwas längere Pause machte, so wurde die Stille durch eine andere Scene unterbrochen, welche zwei andere Bewohner dieses Quartiers in demselben Momente abspielten.

Die Scene war unter dem Tische.

Ein kleiner schwarzbrauner Dachshund mit langem Gehäng lag auf allen Vieren, und sah unverwandten Blickes auf eine Katze, die — ob aus Langerweile, oder aus Boßheit, wer vermag es zu entscheiden — ihm mit der Spitze ihres gebrümten Schwanzes um die Nase herumspielte.

Einige Momente lang hatte der Hund dieses Aergerniß ruhig mit hingenommen, dann aber fing er zu brummen an.

Die Katze, statt ihr Unrecht einzusehen, zog ihre Pfoten zusammen, machte einen spitzen Bukel, funkelte mit den Augen, und begann zu knurren.

Dieser gegenseitige Notenwechsel zwischen Hund und Katze währte ebenfalls nur einige Momente, worauf beide gegeneinander fuhren und ein Gebell und Gekreisch die Stube erfüllte.

Schon beim ersten Zusammenstoß lag die Katze unter dem Hunde, der sie unbarmherzig zerbiß.

Regina sprang hinzu, befreite ihren Liebling, der sich unter ein Bett flüchtete, und war eben daran, dem Sieger eine Tracht Schläge angedeihen zu lassen, als Sebaldus ihre Hand faßte, sie zu einem Sitze zog, und dabei ganz ruhig sagte: „Laß den Hektor in Ruh, wenn du ihn mißhandelst, so drehe ich deiner Katze das Genick um."

Die Jungfrau sah ihren Bruder mit funkelnden Blicken an, dieser lächelte und sprach: „Du siehst jetzt gerade so aus, wie deine Katze, nur mit dem Unterschiede, daß jene ein unvernünftiges Thier ist. Jene quält den Hund, du quälst mich, hab Acht Regina, daß ich dir nicht auf den Pelz komme."

Die Angeredete war durch diese Drohung nichts weniger als eingeschüchtert.

„Du willst mich also mißhandeln?“ keifte sie mit athemloser Hast, „nicht genug, daß ich einer Fremden halber so viel zu leiden habe, soll ich nun auch noch des Hundes wegen zur Märtirerin werden.“

Das Antlitz des Krebsenzählers fing an sich noch mehr zu röthen.

„Wen willst du mit der „Fremden“ gemeint haben?“ fragte er erbittert.

„Wen sonst, als sie!“

„Wer ist diese sie?“

„Meinst du, ich scheue es mich zu sagen? Oh, ganz und gar nicht! Louise ist es, ja Louise und keine andere.“

„Louise ist mir keine Fremde, ich habe sie in mein Haus aufgenommen, und werde wissen, sie gegen jeden Angriff zu schützen. Du bist meine Schwester, sie ist mein Kind.“ —

„Es hat auch in der That den Anschein, als ob —“

„Regina sei nicht boshaft, und taste meine Ehre nicht an. Ich wiederhole dir, was ich dir schon oft gesagt, wenn du das Mädchen aus dem Hause nöthigest, so betrete ich diese Schwelle nicht wieder.“

Regina fing zu schluchzen an.

Sebaldus hatte seine frühere Ruhe wieder gewonnen, begann ein Liedchen zu pfeifen, sah auf die Uhr und sagte dann: „Gib mir Hut und Mantel."

Da die Schwester diesen Befehl nicht zu hören schien, so wiederholte er ihn mit strengerem Tone, worauf der Gehorsam nicht ausblieb.

Nachdem der Krebsenzähler den Hut aufgesetzt und den Mantel umgehangen hatte, pfiff er dem Hunde, der das Zeichen verstehend, ihn alsogleich wedelnd umsprang, und gleich darauf als Geleiter seines Herrn die Stube verließ.

Regina, welche jetzt allein war, und sich so wie immer besiegt sah, fing vor Bosheit und Tücke jämmerlich zu weinen an.

Kaum einige Minuten später wurde bescheiden an die Thüre geklopft.

Ein kleiner blasser Mann schlich leisen Trittes herein

Regina eilte ihm entgegen, indem sie die Spuren ihrer Thränen zu verwischen suchte.

Der Angekommene, welcher den Ausgang des Herrn Sebaldus abgewartet zu haben schien, um diesen Besuch abzustatten, stellte sich durch den Zustand der alten Jungfrau überrascht, und sagte mit weihe-

vollem Tone: „Sie haben geweint, mein Kind, was ist denn wieder in diesem unglücklichen Hause vorgegangen?“

Auf diese Anrede fing Regina natürlich abermals zu weinen an.

Der Angekommene ließ sie einige Augenblicke gewähren, dann aber sagte er: „Fassen Sie sich, meine Tochter, der Mensch ist zum Dulden und Leiden geboren, irdische Leiden sind Stufen auf der Leiter zur himmlischen Glückseligkeit.“

Nach diesen Worten reichte er der Jungfrau die Hand zum Kuße, welche diese auch mit Gier erfaßte.

Ohne eine Einladung abzuwarten, ließ er sich in einen Armstuhl nieder, und sagte dann: „Jetzt, meine vielgeliebte Tochter, erzählen Sie, schütten Sie Ihre Leiden aus in mein theilnehmendes Herz, damit ich Ihnen helfen, oder Sie mindestens trösten kann.“

Regina kam diesem Wunsche mit Bereitwilligkeit nach, wobei der hagere blasse Mann sie mit vieler Aufmerksamkeit anhörte, und durch zeitweiliges Kopfnicken ihr seine Zustimmung zu erkennen gab.

„Sie sind eine große Dulderin,“ sagte er nach vollendeter Mittheilung, „es hat mich schon viel Nachdenken gekostet, auf welche Weise Ihrem traurigen

Looſe ein Ende zu machen wäre, allein ich bin bis-
her zu keinem Entſchluße gekommen."

„Ach, ehrwürdiger Vater!" ſeufzte Regina.

„Nennen Sie mich nicht mehr ſo," unterbrach
er ſie, „ſeitdem die Tage der Gottloſigkeit hereinge-
brochen ſind, ſteckt dieſe ſterbliche Hülle im profanen
Gewande, alle Ehrwürdigkeit wird an den Pranger der
Oeffentlichkeit geſtellt, und Zucht, Sitte und Glaube
ſind von der Menſchheit gewichen. Ich bin nicht mehr
gewohnt, das Wort ehrwürdig zu vernehmen, ich heiße
jetzt: „Leonhard," ſo nennen Sie mich und nicht
anders. Doch jetzt hören Sie mich an. Wie alt iſt
Louiſe jetzt, dieſes Kind der Sünde und der Aergerniß."

„Sechzehn Jahre."

„Sechzehn Jahre, und noch nichts gelernt, was
einer Hausfrau nothwendig, dem muß abgeholfen
werden."

Er dachte eine Weile nach, dann fuhr er fort:
„Ihre Wohnung umfaßt mehrere Zimmer?"

„So iſt es, Ehrwürdiger — Herr Leonhard wollt
ich ſagen."

„Wenn ich nicht irre, waren Sie geſonnen vor
einiger Zeit eine dieſer Stuben zu vermiethen."

„Ganz richtig."

„Ich wüßte Ihnen jetzt eine Parthei."

„Herr Leonhard, Sie werden doch nicht selbst“ —

„Ach warum nicht gar.“

„Es ist aber doch ein Mann.“

„Ein junger hübscher Mann.“

„Das ist ja eben der Stein des Anstoßes. Mein Bruder nimmt Louisens halber keinen Mann ins Haus.“

„Das ist sehr vorsichtig von ihm, dem wäre aber abzuhelfen.“

„Auf welche Weise?“

„Wenn man das Mädchen früher aus dem Hause entfernte.“

„Wollen Sie mir die Unterstützung von Seite meines Bruders entziehen?“

„Sie mißverstehen mich, theure Tochter. Louise soll freiwillig und mit seiner Einwilligung dieses Haus verlassen.“

„Ja, wenn dies geschehe! Aber wie wollen Sie es veranstalten?“

„Man kann das Mädchen bei einer Herrschaft unterbringen.“

„Wenn sie sich nur herbeiläßt.“

„Man kann ihr beweisen, daß sie etwas lernen muß, daß sie der Bildung und der Erfahrung bedarf.“ —

„Das läßt sich hören, aber ich fürchte, wir finden keine Dame.“ —

„Dafür lassen Sie mich sorgen.“

„Sollte vielleicht gar schon“ —

„Eine gefunden sein? Ja, meine Tochter, eine hohe Dame wird Louisen zu sich nehmen, vorausgesetzt, daß Sie das Mädchen bewegen, die Stelle einer Kammermamsell bei dieser Dame anzunehmen, und wenn dieß geschehn —“

„Dann könnte der junge Mann hier einziehn.“

„Sie hätten doppelten Gewinnst, auf der einen Seite Ersparniß, auf der andern ein neues Einkommen. Erwägen Sie die Lage gut.“ —

„Du lieber Himmel,“ rief Regina, „da bedarf es ja gar keiner Erwägung mehr, wenn ich nur den Bruder schon dafür gewonnen hätte. Um Louisens Einwilligung ist mir nicht bange.“

„Gewinnen sie früher Louise, und bewirken Sie dann, daß sich Louise selbst bei Sebaldus für die Sache intressirt. Er wird dem Mädchen nichts abschlagen, worin dieses sein Glück zu finden glaubt. Sie haben mich also verstanden?“

„Vollkommen.“

„Für den Fall, daß Sie meiner bedürfen, so wissen Sie mich zu treffen.“

„Ich weiß es.“

„Leben Sie also wohl, meine Tochter, alle Heiligen mögen Sie beschützen und stärken.“

Regina küßte ihm die Hand, und er schritt gegen die Thüre.

Bei derselben angelangt, wurde er noch einmal aufgehalten.

„Herr Leonhard,“ rief Regina.

„Was wollen Sie, meine Tochter?“

„Ist es erlaubt nach dem Namen jener Dame zu fragen, zu welcher Louise gebracht werden soll?“

„Sie sollen ihn erfahren, sobald sie der Einwilligung des Mädchens gewiß sind.“

„Und wer ist der junge Mann, der bei uns wohnen soll?“

„Er ist der Sohn einer reichen Familie.“

„Ein Ausländer?“

„O nein! Aus Wienerneustadt.“

„Sein Name?“

„Er heißt Hanns Steiger.“

Nach diesen Worten verließ Herr Leonhard die Stube.

3.

Die erste Nacht, welche Hanns Steiger im Gasthause zum „wilden Mann“ in der Kärnthnerstrasse zubrachte, sollte keine ungestörte werden.

Der Mann, dessen Bekanntschaft er an diesem Abende gemacht, und der sich Dienstag nannte, hatte ihn eben verlassen; der Neustädter war also allein.

„Mein neuer Freund,“ sagte er bei sich, „ist ein sehr gefälliger, menschenfreundlicher Herr. In einer großen Stadt ist es für einen Fremden gut, Jemanden zu haben, dem man vertrauen kann; Herr Dienstag hat zwar mit seinen Verhältnissen etwas geheim gethan, allein wenn er mich nur näher kennt, wird er nicht mehr hinter dem Berge halten, und ich hoffe, wir werden noch recht gute Freunde werden.“

Dieses Selbstgespräch unterbrach er selbst, indem er ein Glas ergriff, und den köstlichen Gumpoldskirchner, den er hatte tischen lassen, hinabschlürfte. Er nickte zufrieden mit dem Kopfe, als ob er sagen woll-

te: „das ist ein vortrefflicher Trank!" und lehnte sich gemüthlich zurück in den großen Armstuhl.

Seine Gedanken erhielten ohne äußere Einwirkung eine andere Richtung. Seine Nachbarschaft kam ihm in den Sinn. Er gedachte des Harfenspiels.

„Eine angenehme Nachbarschaft! hatte Herr Dienstag früher gesagt. Ob er etwa gar recht haben mochte? Dürftige Reisende pflegen nicht in einem solchen Gasthause zu wohnen, es ist also jedenfalls ein beachtenswerther Nachbar, und vielleicht auch eine Nachbarin!"

Die Fantasie des jungen Neustädters fing an thätig zu werden, sein Herz erwärmte sich.

Obwohl nur durch eine Wand von dem Jenseits getrennt, sah er in Demselben doch eine ganz neue Welt. Er stattete die Nebengemächer mit aller Pracht aus, die sein geschäftiger Sinn nur zu erfinden vermochte. Dem unerfahrenen, jungen Manne waren Silber und Gold das Höchste und Prächtigste, was es auf Erden nur geben mochte. Er sah alles silbern und goldig, Wände, Boden, Decke, Möbel. Der eingebildete Glanz schien seine Augen zu blenden, er schloß sie.

In demselben Augenblicke vernahm er neben an ein Geräusch.

Er schrack zusammen, erhob sich rasch von seinem Sitz, und schlich mit leisem Tritt zur Wand.

Er blieb horchend stehen, ein kurzes Geräusch drang wohl herüber, aber dann wurde es wieder still.

Er drückte sein Ohr an die Wand, hielt den Odem an, und spannte den Gehörsinn, wie auf die Folter, er glaubte athmen zu hören, sonst nichts.

Jetzt von einem neuen Gedanken erfaßt, eilte er zum Tisch, ergriff die Kerze, und begab sich mit derselben wieder zur Wand. Er begann sie zu untersuchen. Der gute Hanns, dem manches Mährlein im Kopfe spuckte, forschte nach, ob nicht irgend eine geheime Thüre verborgen sei? Vergebens! Der Erbauer dieses Hauses hatte ebenso wenig an eine geheime Thüre, wie an einen unterirdischen Gang gedacht, wenn man etwa nicht den Keller für einen solchen ansehen will, in welchem vielleicht um mitternächtiger Stunde, die Wein- und Wassergeister ihren Sabbath feiern.

Hanns sah seine Hoffnung, an die er sich einen Moment lang, wie an einen Strohhalm geklammert hatte, zertrümmert, er stellte die Kerze wieder auf den Tisch, und blieb sinnend stehen.

Seine Gedanken waren drüben.

Ein unerklärbares Gefühl war seiner Herr geworden. War es Neugierde, war es eine ihm bisher unbekannte Sehnsucht, die ihn hinüberzog? Er vermochte sich keine Rechenschaft hierüber zu geben, er versuchte es auch gar nicht, er fühlte das überaus heftige Verlangen, die Bewohner der Nachbargemächer zu sehen, und suchte es zu befriedigen.

„Aber auf welche Weise?“ Ein neuer Gedanke durchkreuzte sein Hirn.

Er richtete sich auf, warf einen Blick auf die Thüre, und verließ die Stube.

Auf dem Gange angelangt, umfing ihn kalte Nachtluft. Er athmete freier, leichter. Er sah umher, der Vollmond beschien den Gang, in welchen die meisten Thüren der Fremdenstuben mündeten.

„Hier,“ flüsterte der Neustädter bei sich, „hier ist die Thüre, welche zu meiner Nachbarschaft führt.“

Er schlich sich näher. Der Thürstock bildete eine zwei Schuh breite Tiefe. Hanns trat in dieselbe, kauerte sich zusammen, und sein rechts Auge kam an das Schlüsselloch.

Er überblickte einen Theil der Stube. Von dem Glanz und der Pracht, welche in seiner Einbildung gespuckt hatten, war keine Spur. Ein einfaches Ker-

zenlicht beleuchtete den Raum. Chatoullen, Koffer und anderes Gepäck lag ohne Ordnung umher. Was Hanns auch sah, war so allgewöhnlich, so alltäglich, daß er wie mit eisiger Fluth übergossen, aus seinen Phantasien aufschreckte.

Im Anschauen der nüchternen Gewöhnlichkeit mußte er über sich selbst lächeln. „Da sieht man es deutlich," dachte er, „wie das Unbekannte den Menschen reizt. Ich bin ein großer Narr gewe en, mich so hinreissen zu lassen! —"

Trotz dieses Selbstbekenntnißes wich er nicht von seinem Observatorium, denn ein neuer Gegenstand zog seinen Blick auf sich. Es war dieß eine Harfe, die in der Stubenecke lehnte.

„Ah," lispelte er bei sich, „dort ist die Harfe, ein ganz gewöhnliches Instrument, gerade so wie die Harfen der umherziehenden Musikanten und ich war so dumm über das Harfenspiel so entzückt zu sein! Freilich, das Instrument allein macht es nicht aus, es handelt sich mehr um den Spieler, aber wer mag dieser sein? Vielleicht ein reisender Künstler, oder gar irgend ein alter Saul, der sich von einem David die bösen Stunden hinwegbeschwören läßt."

Dem Neustädter gefiel sein biblischer Vergleich so

sehr, daß er den Saul und David gar nicht zu vergessen vermochte.

„Ja ja," dachte er, „so etwas wird es sein. Saul und David. Es waren freilich zwei Juden, und der Letztere soll ein absonderlicher Harfenist gewesen; aber warum soll denn nicht auch jetzt ein Jude gut die Harfe spielen können, und in Wien ist es Ihnen sogar erlaubt, jetzt um so mehr, wo sie tolerirt werden, das heißt vom Kaiser aus, am End ist alles so, und ich war ein Gimpel, mich für das Spiel zu intressiren, und mich eine Viertelstunde lang hieher zu hocken, durch das Schlüsselloch zu gucken, und nichts Anderes wahrzunehmen, als ganz gewöhnliches Gepäck."

Er wollte sich schon erheben, um in sein Zimmer zurückzukehren, als er von innen heraus eine Stimme vernahm. Im Nu befand sich sein Auge wieder wie früher an der Oeffnung; die Gegenstände waren dieselben, er bemerkte nichts von einem lebenden Wesen, aber er hörte, und dieß war Ursache genug, mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu lauschen.

„Haben Sie sich schon erholt?" fragte eine sehr wohlklingende Männerstimme.

Keine Antwort.

Die frühere Stimme fährt fort: „Sie sind heute sehr übel gelaunt. Die Reise scheint Sie wenig

zu zerstreuen. Sie haben sich so gefreut, die Oesterreichische Residenz zu sehen, und kaum hier angelangt, fangen Sie schon an zu schmollen.“

Da abermals keine Antwort erfolgte, so fuhr die frühere Stimme fort: „Ihre Laune ist mir unbegreiflich; ich habe Sie doch zur Reise nicht überredet. Sie sind mir freiwillig gefolgt, indem ich Ihnen meine Forderungen und Bedingungen gestellt habe. Sie haben den Vertrag geschlossen, wollen Sie ihn lösen — heute ist es noch nicht zu spät, ich will die Opfer, die ich gebracht habe, lieber verschmerzen, als daß ich nur eine Woche lang solche Launen ertrüge.“

Dieß Alles wurde nicht etwa in vorwurfsvollem Tone, oder gar mit Heftigkeit gesprochen, nein, es schien vielmehr eine tiefe Trauer, die aus jedem Worte hervorleuchtete, eine Bitte, die mit herzlicher Innbrust betont zu werden pflegt.

Da jetzt eine kleine Pause erfolgte, so dachte Hanns Steiger: „Alle Wetter, ich glaube der Sprecher ist kein Jude. So hübsch pflegt ein Jude nicht zu reden, mit dem Saul ist es also nichts, ich will hören, ob mir wenigstens der David Stich hält.“

Die frühere Stimme ließ sich wieder vernehmen; „Werden Sie mich durch keine Antwort erfreuen?“

„Was soll ich Ihnen antworten," versetzte jetzt eine andere Stimme.

Den horchenden jungen Mann traf es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das war eine Frauenstimme — eine Stimme so zart, so lieblich, so melodisch, so rein wie der Harfenton, der früher in seine Stube gedrungen war. Er hatte keine Zeit, sich seinen Gedanken zu überlassen, denn das Gespräch innen wurde fortgeführt.

„Ich wünschte zu wissen," versetzte der Mann, „warum Sie heute so mürrisch sind?"

„Halten Sie," entgegnete die Frauenstimme, „eine solche Reise zu solcher Jahreszeit für eine Dame so erlustigend, daß sie gar nicht übler Laune werden soll?"

„Die Reise ist aber nun zurückgelegt."

„Diese Reise, ja."

„Sie fürchten also den nächsten Aufbruch."

„Soll ich mich etwa freuen."

„Er liegt doch aber noch in der Ferne."

„In welcher Ferne? Ich glaube, Sie selbst würden kaum im Stande sein, mir im jetzigen Momente einen nur vierzehntägigen Aufenthalt in Wien zu verbürgen."

„Ich verbürge nichts, doch glaube ich, daß sich

unser hiesiger Aufenthalt auf Monate hinaus erstrecken dürfte. Uebrigens wage ich es, Sie abermals an unseren Vertrag zu erinnern."

„Vertrag, und immer wieder der verdammte Vertrag!" rief die Dame unwirsch.

„Ich führe Sie deshalb nur auf denselben zurück, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Wechsel von mir voraus bedungen wurde."

„Sie haben recht, mein Herr; aber Sie werden nicht läugnen, daß ein stätes Reisen ohne Ziel —"

Hier wurde die Dame unterbrochen. „Ohne Ziel," versetzte er, „wer sagt Ihnen, daß diese Reisen kein Ziel hätten? Vor meinen Blicken ist das Ziel mit unauslöschbarer Schrift vorgezeichnet, das ich verfolge und verfolgen muß. Ihnen ist es freilich ein Räthsel, aber was vor dem Auge des Einen verschleiert, ist es vor jenem des andern nicht. Sie verstehen es nicht, in den Sternen zu lesen, Ihnen ist jene Himmelsschrift eine Hyroglyphe, deren Sinn Ihnen unbekannt, deren Inhalt Sie zu erforschen nicht im Stande sind. Mir aber ist sie es nicht. Ich sehe, lese und verstehe. Ihr Auge haftet an dem irdischen Raume, meines schweift in unermeßlicher Ferne; Sie können also freilich da kein Ziel erschauen, wo es vor meinem Blicke mit unzerstör-

baren Lettern vorgezeichnet ist. Und Sie selbst, haben Sie denn kein Ziel? Winkt Ihnen denn nicht eine Zukunft so herrlich, so prachtvoll, wie nur irgend ein Weib dieser Erde es sich wünschen kann? Haben Sie meine Zusagen vergessen? Habe ich Ihnen nicht oft genug gesagt, daß unser beiderseitiges Interesse Hand in Hand geht? wenn ich meinem Ziele nahe bin, stehen Sie von dem Ihren auch nicht fern. Drum Geduld und Beharrlichkeit. Schwere Steine hebt man nicht mit leichter Mühe, große Pläne führt man nicht mit kleinen Mitteln aus."

Dem Horcher am Schlüsselloch, war kein Wort dieser Rede entgangen, seine Aufmerksamkeit war aufs Höchste gespannt. Er horchte neugierig, was die Dame auf diese Vorstellungen, deren Inhalt sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, erwiedern würde.

Die Antwort blieb auch nicht aus, aber sie stand mit der Anrede in keiner Verbindung. Die Dame sagte nämlich: „Ist der Kaiser in Wien?"

„Ja, er ist vor Kurzem aus einem Herbst-Uebungslager zurückgekehrt."

„Werde ich ihn sehen?"

„Vielleicht auch sprechen."

„Auch sprechen?"

„Sie vergessen, daß Seine Majestät sehr leutselig ist.“

„Sie machen mich neugierig. Doch jetzt eine Bitte.“

„Und die ist?“

„Ich wünsche zu Bette zu gehen.“

„Ich verlasse Sie. Sie sind also ruhig?“

„Vollkommen.“

„Ohne Groll und Reue?“

„Ohne Beides.“

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Hanns hörte jetzt Tritte, dann ging eine Thüre auf und zu.

„Aha,“ dachte der junge Mann, „er ist in ein Nebenzimmer gegangen, und hat die Thüre geschlossen. Die Dame bleibt hier, sie ist also meine nächste Nachbarin. Ich will jetzt auch zur Ruhe.“

Er erhob sich, und begab sich auf sein Zimmmer.

Die Kerze war herabgebrannt, er kürzte den Docht, füllte wieder sein Glas, und ließ sich das vaterländische Blut wohl schmecken.

Er machte sichs bequem, der Wein fachte in seinem Innern wieder eine angenehme Wärme an.

Hanns warf sich in den Lehnstuhl, und stützte den Kopf rückwärts auf das weichgepolsterte Ohr des-

selben. Jetzt ließ er die ganze Scene noch einmal in seinem Gedächtniß vorüberziehen.

Der Unterschied zwischen früher, bevor er nämlich seine Stube verlassen hatte, und jetzt war ein bedeutender. Jetzt wußte er, daß nebenan ein Herr und eine Dame wohnten. Sie waren nicht Mann und Frau, nicht Vater und Tochter. Der Mann verfolgt irgend ein Ziel, und will die Dame reich und mächtig machen. Er hat mit ihr einen Vertrag geschlossen., der ihr manches Lästige aufbürdet. Sie ist des Reisens müde. Aber wer ist der Herr? Wer ist die Dame? Diese Fragen vermochte sich Hanns noch immer nicht zu beantworten. Ebenso wenig hatte er sie oder ihn, wenn auch nur mit einem Blicke gesehn, er vermochte sich daher kein Bild von Beiden zu entwerfen.

„Ja," dachte er, „es ist nicht nur von keinem Saul, sondern auch von keinem David die Rede, ich habe mich arg getäuscht, und jemehr ich über die Fremden nachdenke, desto neugieriger werde ich."

Er versank in Nachdenken, seine Augenlider schlossen sich unwillkührlich. War es die Ermüdung des Tages, die Anstrengung des Abends oder endlich die Wirkung des vortrefflichen Gumpoldskirchners, wir wissen es nicht genau anzugeben, aber er schlief ein, und

bald vernahm man jene höchst unpoetische Nasensprache, die manche Menschen im Schlafe reden, und die der gemeine Mensch mit dem Worte „Schnarchen" zu bezeichnen pflegt. — — — — — — — — — —

Todtenstille.

Vom Stefansthurm vernimmt man zwölf dumpfe Glockenschläge.

Der Mond scheint so hell und klar, daß sein Licht trotz der im Zimmer brennenden Kerze bemerkt wird.

Der sorglose Hanns hatte sogar vergessen, die Thüre zu verriegeln und die Fenster zu blenden.

Er schlief so ruhig, als ob es in ganz Wien keinen Spitzbuben gäbe.

Da geht langsam und schwerfällig die Zimmerthüre auf.

Eine Frauengestalt tritt herein, und schließt die Thüre hinter sich zu.

Hanns Steiger erschrickt, schlägt die Augen auf und springt vom Sitz.

Er zittert vor Schreck, er reibt sich die Augen, denn er glaubt zu träumen, er faßt sich an den Haaren, er greift nach dem Glas und leert es zur Neige, aber er überzeugt sich immer nur, daß er nicht träume, denn er fühlt den Schmerz am Kopf, er empfin-

det den bekannten Geschmack des Getränkes. Er träumt also nicht, es ist also Wahrheit, was er sieht. Es ist eine Frau — ein Mädchen — nein, nein, ein Engel, der vor ihm steht.

Welch ein Anblick!

Die Gestalt schlank von wunderbarem Ebenmaß, ob Hebe ob Juno, kaum vermöchte dieß ein Paris zu entscheiden. Das Antlitz, ein herrliches Oval — ein Heer von Liebesgöttern scheint auf demselben zu lagern. Aus diesem Himmel leuchten zwei Sterne, feurig, glühend aber schwarz wie das Gefieder des Raben. Der starre Blick ist auf das Fenster geheftet, und dorthin scheinen auch die beiden malerisch erhobenen Arme zu deuten. Wenn etwas geeignet war, diesen Kopf zum höchsten Ideal zu erheben, und wo möglich noch zu verherrlichen, so war es das kurze Haar, welches in nachtschwarzen Ringellocken den Nakken beschattete, den schönsten, den die Meisterhand der Natur je erschaffen.

Welch' ein Anblick!

Dieses Wesen und diese Hülle! Hülle? kann man das eine Hülle nennen, das mehr zeigt und mehr errathen läßt, als was es verdeckt?

Ein kurzer Mantel vom schneeigen Battist schmiegte sich an die körperliche Form, er zeigte unten bis

zum Knie den schönsten nackten Fuß, der je einen Frauenleib getragen und oben die üppigste Rundung einer bloßen Schulter bis zum Ursprung des Armes. Diese Hülle so ätherisch, schien in diesem Augenblicke an ihrer Herrin zur Verrätherin zu werden, denn sie senkte sich bis auf den halben Busen hinab und offenbarte jene heiligen Mysterien der Weiblichkeit, die durch kein lüsternes Auge profanirt werden sollten.

So stand die Eingetretene vor dem jungen Manne.

Eine Glühröthe übergoß seine Wangen. Sein Herz pochte mit Allgewalt, der Schreck war gewichen, und dennoch zittterte sein ganzer Körper, wie vom Fieber befallen. Er vermochte sich nicht zu regen, er besaß nicht die Fähigkeit einen Entschluß zu fassen.

Die Dame schritt — den starren Blick noch immer auf das Fenster gerichtet — mit erhobenen Armen vorwärts. In seiner Nähe angelangt, blieb sie plötzlich wie festgebannt auf dem Platze, kehrte sich ihm zu und ließ sich auf den nächsten Stuhl, denselben, welchen früher Herr Dienstag eingenommen hatte, nieder.

Unwillkührlich, ohne zu wissen was er that, nahm auch Hanns seinen frühern Platz ein.

Der Schweiß perlte in dicken Tropfen auf seiner Stirn, er wagte es kaum zu athmen, seine

Augen hingen an der Erscheinung, und schienen sich in ihren Reizen wie in einer Silberfluth zu baden.

So wie früher auf das Fenster, so war jetzt der Blick der Dame auf Hanns gerichtet, nur ihre Arme, ihre blendend weißen Arme hatte sie in den Schoß sinken lassen.

In der Stube herrschte Grabesstille.

Der junge Mann begann sich zu erholen; er wurde seiner Sinne wenigstens in so weit mächtig, daß er die räthselhafte Erscheinung nicht mehr stier, sondern mit forschenden Blicken anzusehen vermochte.

Was ihm bisher nicht im Entferntesten beigekommen war, durchflog jetzt sein Gehirn, es war der Gedanke: Ob dieses Wesen auch wirklich dieser Welt angehöre, ob es nicht vielleicht ein Schemen sei, herauf gestiegen aus finsterer Gruft, weil es nach Befreiung schmachtend — Jenseits weder Ruh, noch Rast finden konnte?

Der Uebertaschung war das Entzücken gefolgt, das Entzücken machte der Furcht Platz.

Der junge Mann stemmte sich an die Lehne des Stuhles und schob ihn, indem er sich etwas erhob, aus der Nähe der Dame hinweg.

Ohne sich zu regen, und nur durch ein Zucken in ihrem Antlitze Gefühl bekundend, sagte sie jetzt in

einem Tone, der eine tiefe Trauer verrieth: „Johann, Sie wollen mich verlassen?“

Diese Worte floßen wie siedend Pech in das Herz des jungen Mannes. Es durchfuhr ihn ein glühendes Leben. Die Furcht war mit einem Schlage vernichtet, denn diese Stimme war die seiner Nachbarin, es war dieselbe, welche er — an der Thüre horchend — vernommen hatte.

Und sie nannte seinen Namen? Woher wußte sie ihn?

Er erinnerte sich nicht, die Dame gesehen zu haben. Gedanken durchflogen wie Blitze seine Seele, er empfand den Drang die freundliche Anrede zu erwiedern, und wußte nicht, was er in der ihm völlig fremden Situation sagen solle?

„Ich verlasse Sie nicht!“ stammelte er kaum hörbar.

Diese Worte mußten auf die Dame einen überaus angenehmen Eindruck machen, denn ihr Antlitz verlor den starren Ausdruck, der Blick wurde mild, ihren Mund umspielte ein sanftes Lächeln.

„Oh,“ lispelte sie, „ich hab es geahnt, Sie werden mich nicht verlassen.“

Hanns glitt unruhig auf seinem Sitze hin und her.

An die Stelle der Furcht trat jetzt Verlegenheit. Sein Auge war zu Boden gesenkt, er wagte es kaum mehr, die Dame anzusehn, denn von dem Momente, als er in ihr nicht mehr eine Erscheinung, sondern das irdische Geschöpf sah, von diesem Momente lag auch die Schaam mit der Sinnenlust im Kampfe.

Da die Dame auf ihre letztgesprochenen Worte eine Antwort abzuwarten schien, so folgte eine etwas längere Pause, welcher Hanns gleichsam nothgedrungen ein Ende machte. Er sagte: „Ihre Ahnung soll Sie nicht getäuscht haben, aber nicht alle Menschen sind so glücklich von Ahnungen heimgesucht zu werden, darum bedaure ich die völlige Unkenntniß, in der ich mich Ihnen gegenüber befinde."

Als er diese Worte gesagt, athmete er leichter auf.

„Dem Himmel sei es gedankt," dachte er, „jetzt habe ich doch deutlich genug gesprochen, und ich bin neugierig zu hören, was sie darauf erwiedern wird."

Die Antwort blieb auch nicht aus.

„Sie kennen mich nicht," entgegnete die Dame, „Sie haben mich noch nicht gesehn; ich begreif' das nicht, denn ich, ich kenne Sie, Johann, ich habe Sie gesehn, unzählige Mal gesehn, und fast so oft mit Ihnen gesprochen."

„Mit mir?“ fragte der Neustädter verblüfft.

„Oh!“ lispelte die Dame, „seien Sie nicht so hart, rücken Sie näher, so nahe wie wir damals saßen, als wir das letztemal mit einander sprachen. —“

Hanns schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich näher rücken, so nahe, als es Ihnen beliebt, aber meiner Treu, Sie verkennen sich in mir, ich bin nicht derjenige, für den Sie mich halten.“

„Sind Sie nicht Johann?“

„Der bin ich.“

„Habe ich mich also verkannt?“

Hanns wußte auf diese Frage nichts zu erwiedern. Er gerieht neuerdings in Verlegenheit.

„Meiner Treu,“ dachte er jetzt „wenn das mit natürlichen Dingen zugeht, dann will ich mein Lebenlang an kein Gespenst mehr glauben.“

Dann sagte er laut: „Es ist richtig. Sie haben sich nicht verkannt, aber woher kennen Sie mich?“

„Woher? Aus meiner Heimath.“

„Endlich,“ dachte Hanns, „jetzt wird die Sache sich anfangen zu lichten!“ Hierauf sagte er laut: „Aus Ihrer Heimath? Ganz recht. Aber wo ist Ihre Heimath?“

„Weit, weit von hier, hinter den Bergen.“

Der junge Mann schüttelte wieder den Kopf, er war in seinem Leben nicht über die nächste Umgebung von Wiener-Neustadt hinausgekommen.

„Ach," sagte er, „wenn Ihre Heimath weit von hier ist, dann haben Sie mich in Ihrer Heimath nicht gesehen."

„Oh, doch — doch —"

„Und wann," fragte Hanns weiter, „wann haben Sie mich zum letzten Mal gesehen?"

Die Dame schien ihre Gedanken zu sammeln.

Plötzlich fing sie an zu zittern, eine sichtbare Unruhe bemächtigte sich ihrer. Ihre Blicke flogen unstät in der Stube umher. Sie erhob sich rasch vom Stuhl, eilte auf den jungen Mann zu, und sank zu seinen Füssen nieder.

„Um des Himmelswillen" rief sie wie von einer Todesangst befallen, „schützen Sie mich Johann, retten Sie mich!"

Der Neustädter hatte sich erschrocken zu ihr hinabgebückt, umfaßte sie mit seinen Armen, um sie vom Boden aufzuheben, und ihr das Grundlose ihrer Furcht darzuthun, in demselben Augenblicke flog die Thüre auf, ein Mann mit drohender Haltung stürzte herein. Seine Augen flogen gespenstisch in der Stube umher; als er die Dame in den Armen des jungen Mannes

sah, rief er mit einer Stimme, die Todte hätte zum Leben bringen können: „Theodosia!“

Die Dame durchfuhr es wie ein Blitz, sie stieß einen Wehruf aus, und sank zu Boden.

Der Eingedrungene stürzte auf sie zu, umfaßte sie mit beiden Armen, und flog mit ihr wie mit einer Beute aus der Stube.

Dieß Alles war das Werk einiger Augenblicke.

Ehe Hanns nur recht fassen konnte, was vorgefallen war, saß er wieder allein, und sah mit fast blöden Blicken in der Stube umher.

Die Aufregung des Abends hatte seine Kräfte völlig erschöpft, die Lider fielen ihm zu, er entschlief, um von wüsten Traumbildern umgaukelt, die Nacht zuzubringen. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es war schon sehr spät am Morgen, als er erwachte.

Die Erlebnisse der vergangenen Nacht standen deutlich vor seiner Seele. Er überflog sie noch einmal in Gedanken.

Er entsann sich des Gespräches, das er mit der Dame geführt, der Katastrophe, ja sogar des Namens „Theodosia,“ den der Fremde ausgerufen hatte.

Die Dame hatte ihn um seinen Schutz angefleht, und er hatte nicht die Fassung besessen, ihre Bitte erfüllen zu können. Fast schämte er sich dieser Unmännlichkeit; aber konnte er dafür? War der ganze Vorfall nicht so außergewöhnlich, daß die Ueberraschung auch jeden Andern überkommen hätte. Doch was in der Nacht nicht geschah, konnte ja am Tage noch bewirkt werden; das Versäumte konnte ja nachgeholt werden; er wollte Theodosia besuchen, und dem Manne, vor dem sie geschützt sein wollte, die Stirn biethen.

Er verließ eilig die Stube.

Die Nebenthüren waren alle gesperrt.

Hanns zog Erkundigungen ein, und erfuhr, daß die Herrschaften schon am frühen Morgen aus dem Gasthofe in eine Privatwohnung übersiedelt waren.

Wohin? das wußte ihm Niemand zu sagen.

4.

Zur Zeit unseres Gemäldes waren es gerade fünf Monate, daß in den österreichischen Staaten die „erweiterte Censur" eingeführt war.

Die betreffende Verordnung erfloß am 11. Juni 1781. Diese „erweiterte Censur" gestattete eine Preßfreiheit, wie sie gegenwärtig auf dem ganzen Kontinente Europas nirgends zu treffen, ja, wie sie selbst in dem revolutionären Hochsommer des Jahres 1848 in Oesterreich nicht gang und gäbe war.

Ein einziger Punkt wird hinreichen, unsern Lesern einen Begriff von jener merkwürdigen Verordnung zu verschaffen; dieser Punkt ist der dritte in der Vorschrift, und lautet:

„Kritiken, wenn es keine Schmähschriften sind, „sie mögen den Landesfürsten, oder den Untersten „betreffen, sind nicht zu verbiethen, der Verfasser „mag seinen Namen beisetzen oder nicht, jedoch um „desto weniger, wenn er denselben beizusetzen für „gut findet, und sich also für die Wahrheit ver-

„bürgt. — Jedem Wahrheitsliebenden muß es eine „Freude sein, wenn ihm solche auf die Art zu„kommt."

Was das Volk im neunzehnten Jahrhunderte durch eine Revolution erringen mußte, das brachte im achtzehnten eine freiwillige Reform. Die Verordnung wurde mit aller Freudigkeit hingenommen und so wie im Frühling 1848, so begann auch im Sommer 1781 eine Schriftenfluth aufzutauchen, und in beiden Epochen wurde die erhaltene Freiheit auch im Uebermaß benützt.

So wie nach der Revolution Flugblätter und Journale, so tauchten damals Brochüren auf, so wie in unserer Zeit die Kreuzerliteratur, so machte sich damals das Zehnkreuzer-Unwesen breit. Wie in Allem, so tritt auch bei dieser Gelegenheit der Unterschied zwischen jetzt und damals deutlich hervor; bei uns war das erste freie Wort ein Todtengesang dem Absolutismus, damals handelte eine der ersten erschienenen freien Flugschriften über die Begräbnisse!

Glückliche Zeit, wo Brochüren: „Ueber die Stubenmädchen," „über die Halbfräuleins," „über den ehrlichen Wastl mit den Klingelbeutel" „über die Kleiderpracht im Prater" u. s. w. u. s. w. ihre Leser und ihre Käufer fanden, und wenn auch nicht so wie in

unsern Tagen 10000 so wurden doch hunderte von Exemplaren abgesetzt, und wenn man erwägt, daß damals die Stunde der Schnellpresse noch nicht geschlagen hatte, und daß der Preis von 10 Kreuzern für ein Büchelchen doch nicht Jedem zugänglich war, so wird man gewiß der Lesebegierde der Josefinischen Zeitgenossen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man erfährt, daß in Wien allein im ersten Jahre der „erweiterten Censur" den Nachdruck abgerechnet, mehr als tausend solcher Originalbrochüren erschienen waren.

Die Bescheidenheit und der idyllische Zustand der Zehn-Kreuzer-Literatur währte aber nicht lange. Die Scribenten fingen an immer weiter zu greifen, man wagte sich bald über „die Bruderschaften," über „die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder," über „die Nonnen," über „den Antichrist," bei dem man die Frage aufstellte, ob er grün oder blau sei?

Später ging man noch weiter, und weder der Pabst noch der Kaiser entgingen dem Loose abgehandelt zu werden.

Der erweiterten Censur folgte eine zweite Reform, welche ein nicht geringes Aufsehen erregte.

Es war der unsterbliche Toleranzedikt, erlassen am 13. Oktober 1781. Nach diesem erschien die

Aufhebung der Leibeigenschaft in den nicht ungarischen Provinzen am Allerheiligentage desselben Jahres.

Ganz Wien war in Aufregung. —

Es war gerade ein Jahr seit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, und seit der Alleinregierung Josef des Zweiten verflossen.

Wohin man kam, überall waren diese wichtigen Tages-Ereignisse Gegenstände der Unterhaltung.

So wie heute strotzten auch damals die öffentlichen Orte von Besuchern, so wie heute, tauschte man zu jener Zeit seine Meinungen aus, und so wie heute hatte auch damals jede Meinung ihre Vertheidiger und Widersacher.

Wie, werden unsere freundlichen Leser ausrufen, ist es möglich, daß so wohlthätige, so gewichtige Aenderungen auch ihre Gegner haben konnten?

Ja, antworten wir, sie hatten sie damals, und würden sie auch jetzt haben. So lange Vorurtheile, Heuchelei, Egoismus, Herrschsucht und andere bösen Eigenschaften unter den Menschen heimisch sind, so lange wird auch jede Aenderung, die die Vortheile des Einen oder des Andern schmälert, ihre Bekämpfer finden, so lange wird auch keine neue staatliche Institution möglich sein, die ob auch noch so gut, dennoch

nicht den Groll irgend eines Theiles der Gesellschaft anfachen würde.

Wundern wir uns also nicht, wenn damals, wo in unserem Vaterlande, Wissenschaft und Volksbildung sich auf viel tieferer Stufe als jetzt befanden, wo bei den Massen der Aberglaube noch in üppigster Blüthe stand, wo der Gestank der Scheiterhaufen, auf denen man Hexen und Zauberer verbrannt hatte, noch die Lüfte verpestete, wo das Geheul und die Gräul der Folter kaum verklungen waren, wundern wir uns nicht, wenn damals beim Einbruch des ersten Lichtstrahls in die Nacht Oesterreichs, Schwärme von Nachtvögeln aus ihren Nesten aufflatterten, und die Luft mit ihrem Zetergeschrei erfüllten, als ob das Ende der Welt nicht mehr ferne sei; wundern wir uns nicht, wenn die Blöden und Kurzsichtigen unbeholfen und unverständig mit der Schlechtigkeit Hand in Hand gingen, um die Riesenplane eines Mannes zu kreuzen, dessen größter Fehler darin bestand, daß er um ein halbes Jahrhundert zu früh auf die Welt kam. Wundern wir uns also nicht, wenn dieser Mann die Fehde mit solchen Elementen aufnahm, sie durch eine Reihe von Jahren fortführte, und endlich im Kampfe unterlag; wundern wir uns deshalb nicht, denn gegen

die Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens!

Doch zurück! Noch ist hier nicht der Ort unsern Lesern einen Ueberblick der Situation zu biethen, wie sie sich damals in unserm Vaterlande gestaltet hatte, einfache Facta, die wir zum bessern Verständniß mittheilen mußten, haben uns unwillkührlich hingerissen und wir wären fast in den Fehler gerathen, an einer Stelle unsers Romans historische Details einzuweben, wo sie am wenigsten passen würden.

Folgen Sie uns!

Wir führen Sie in die Mitte einer Gesellschaft, es ist keine adelige Societät, es ist auch nicht das wohlhabende Bürgerthum, das wir aufsuchen; o nein, wir begeben uns in die untern Schichten. Damals beliebte man diese das „gemeine Volk" zu nennen, die spätere Zeit taufte es mit der verächtlich gewordenen Benennung der „Pöbel" und erst die neueste Zeit wurde manierlicher und erfand den Namen: Das Proletariat.

Auf dem Glacis, dem Burgthore gegenüber liegt der kaiserliche Marsstall; das Gebäude wurde später neu aufgeführt, das damalige war dasselbe, welches Kaiser Karl VI. im Jahre 1725 aufführen ließ, um der Bürgerschaft jene Last zu erleichtern, welche sie

verpflichtete, die zum kaiserlichen Hofe gehörigen Pferde einzustallen, sowie gleich nach Josefs Regierungsantritt, die Wiener Bürgerschaft gegen eine angemessene Ablösung von der Last des sogenannten „Hofquartiers" befreit wurde.*)

Hinter den kaiserlichen Stallungen also erhob sich ehedem ein Freigrund, der Spitalberg so genannt, weil er als Eigenthum dem Bürgerspitale gehörte. Der auf diesem Grunde befindliche Vorstadt-Theil, zwischen St. Ulrich und der Laimgrube gelegen, heutzutage der Spittelberg geheißen, war damals mehr unter dem Namen: „Das Kroatendörfel" bekannt.

Die Chronik weiß von dem Kroatendörfel nichts anderes hervorzuheben, als daß seine engen gewundenen Strassen, in Berücksichtigung der besondern Stadtnähe, zahlreich jene unglückliche Gattung von Mädchen beherbergten, welche das Schicksal dazu verdammt hatte, den edelsten Trieb in der Menschenbrust, nämlich die Liebe zum Gewerbe herabzuwürdigen, und den heiligsten Akt der Fortpflanzung zu profaniren.

Fürchten Sie nicht, freundliche Leserin, solche

*) Jeder Hausherr mußte nämlich Jahr aus Jahr ein, ein oder mehrere Zimmer in Bereitschaft halten, um Hofbeamte in denselben gratis aufzunehmen.

Gesellschaft ist nicht unser Ziel, es sei ferne von uns, Sie das Laster im Zwilichkittel schauen zu lassen, wozu auch dieser eckle Anblick, so lange wir die Verworfenheit unter einem Mieder von Sammt, und in einem Kleide von Atlas finden, wozu in die Keller hinab, oder in die Dachstübchen hinaufsteigen, so lange wir Ihnen das abgefeimteste Laster in den Pallästen zu zeigen im Stande sind.

Darum fürchten Sie sich nicht, folgen Sie uns willig in eine Gaststube am Spittelberg, sie ist traulich, gut besetzt und gewährt in diesem Augenblicke den Schauplatz einer intressanten Scene.

Das Locale besteht aus zwei Stuben, welche durch eine Scheidewand getrennt sind, deren obere Hälfte von Glas ist. Da sich in dieser Wand wohl ein Durchgang, aber keine Thürflügel befinden, so ist die Communikation zwischen den beiden Abtheilungen, sowohl für das Auge als auch für das Ohr nicht unterbrochen, man konnte also drinnen bei der bekannten Vorliebe der Wiener für eine laute Unterhaltung immer ganz bequem hören, was außen gesprochen wurde.

In der innern Stube sind mit Ausnahme eines kleinen Tischchens in der Ecke, an dem höchstens zwei Personen Raum haben konnten, bereits alle Tische be-

setzt, in der Aeußeren sah es wie die Wiener zu sagen pflegen, noch etwas „schüter" aus, jedoch schienen Anzeichen vorhanden, daß auch sie sich füllen werde.

Die Gäste, wie schon erwähnt, dem niedern Stande angehörend, besprachen eben die Ankunft durchlauchtiger Personen, welche vor einigen Tagen in Wien eingezogen waren, und zwar, der Herzog Eugen von Würtemberg, dessen Frau Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth; der Prinz Ferdinand, ferner der russische Großfürst mit seiner Gemahlin, welche letzteren unter den Namen „du Nord" reisten.

Nachdem dieser Stoff erschöpft war, kam die „schwarze Zeitung" an die Reihe, ein Blatt, das sich ausschließlich mit Unglücksfällen, Mordthaten, Diebereien und andern häßlichen Tagesvorfällen beschäftigte und unter dem großen Haufen die zahlreichsten Leser zählte.

Da sich Einer des Blattes bemächtigt hatte, und laut vorlas, so horchten die übrigen andächtig zu und bemerkten es nicht, wie zwei andere Gäste hereintraten, und sich an dem kleinen Tische in der Ecke geräuschlos niederließen. Der Wirth brachte Bier, wollte die an dem Tische befindliche Kerze anzünden, woran ihn aber der eine von den Angekommenen durch eine abwehrende Geberde verhinderte; dadurch blieb

jene Ecke im Schatten, der den Vortheil both, daß man besser sehen und weniger gesehen werden konnte. Die beiden neuen Gäste hatten das Aussehen zweier Italiener, wie sie im Sommer in den Gärten, im Winter aber in den Gaststuben, Käse und Salami feilzubiethen pflegen; wir müssen jedoch bemerken, daß unsere beiden Männer in diesem Momente nicht als Geschäftsleute, sondern als Gäste eingetreten waren.

Sie sprachen wenig mit einander, wenn sie es thaten, so geschah es leise, und in wälscher Sprache. Der eine von ihnen, das war das hervorragendste Zeichen, wodurch sie sich unterschieden, trug einen starken, schwarzen Bart, der fast seine ganzen Wangen bis zum Kinn hinab beschattete, während der Andere bartlos über das rechte Auge eine schwarze Binde trug, welche so schräge gelegt war, daß sie fast das halbe Antlitz verdeckte.

Da der Vorleser der „schwarzen Zeitung" eben eine Pause eintreten lassen wollte, so rief ein Gast, der ihm zu nächst saß: „Nur weiter Lorenz, lies weiter, ich bin neugierig zu erfahren, was noch Alles für Unglück geschehen ist."

Derjenige, welcher Lorenz genannt wurde, entgegnete: „Ich habe ja schon Alles vorgelesen, bis auf eine einzige Geschichte."

„Die wollen wir auch hören," rief der Frühere.

„Es soll geschehn, aber laßt mich nur ein klein wenig zu Athem kommen."

„Was wird diese letzte Geschichte wohl enthalten?"

„Nur Geduld, wir werden es gleich vernehmen."

Lorenz begann wieder zu lesen: „Vor mehreren Tagen wäre in der Kärnthnerstrasse bald ein abnormes Unglück geschehen."

„Was?" rief ein Gast, „in der Kärnthnerstrasse, da hab ich ja gar nichts davon gehört!"

„Dazu ist die Zeitung da," sagte ein Anderer, „damit man das erfahre, was man nicht selbst weiß."

„Aber ich arbeite ja bei einem dortigen Kaufherrn."

„Wo? Auf der Strasse?"

„Nein, in seinem Hause."

„Also siehst Du, während man im Hause arbeitet, kann auf der Strasse draußen manches vorgehen, wovon man keine Kunde hat."

„Weiter lesen, weiter lesen," so ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

Lorenz begann wieder zu lesen: „Ein abnormes Unglück geschehen. Eine Reisekalesche, welche des Abends daherkam, mußte mitten in der Strasse anhalten, denn

ein Pferd war zusammengstürzt. Viele Menschen sammelten sich, das Pferd wurde scheu, sprang auf, und rannte, indem es den Wagen, und seinen andern Kameraden mit sich fortriß, die Strasse hinab, und in das Gasthaus zum wilden Manne hinein, wo im Hofe ein ungeheurer Schaden angerichtet worden ist."

„Erlogen, erlogen," rief jetzt der frühere Zweifler, „ich hab's ja gleich gewußt, daß nichts geschehen sein kann. Sonst hätt' ich gewiß etwas davon erfahren. Ein Pferd ist zusammeng'stürzt, das ist das ganze Unglück, und da macht der Zeitungsschmierer gleich aus einer Fliege einen Elephanten, lies nur weiter Lorenz, ich will nur hören, was die „Schwarze" noch alles zusammenlügt."

„Es sind nur noch zwei Zeilen," erwiederte der Vorleser.

„Noch besser, laß die zwei Zeilen hören."

Lorenz schloß seine Vorlesung: „Wie man hört, soll sich in der verunglückten Kalesche, unter andern Reisenden auch der berühmte Chevalier Saint Germain befunden haben."

Todtenstille.

Die Gäste sahen sich einander an.

Der Italiener mit dem Barte berührte seinen

Tischgenossen mit dem Ellbogen, dieser erwiederte das Zeichen mit einem deutungsvollen Blicke.

Nach einer langen Pause, welche die Gäste so zu sagen durch ihr Nachdenken ausgefüllt hatten, sagte der frühere Gegner der schwarzen Zeitung: „Ja, wenn der Saint Germain im Wagen gesessen ist, dann ändert sich die Sache, dann ist es leicht möglich, daß etwas Abnormes, wie der Zeitungsschreiber sich ausdrückt, vorgefallen ist.“

„Das ist richtig,“ versetzte ein Anderer „der Germain ist ein Schwarzkünstler, ein Hexenmeister und solchen Leuten ist nichts unmöglich.“

„Er ist ja sogar von London nach Paris übers Meer geflogen!“

„Ah, Ah!“ machten die Uebrigen verwundert.

„In Paris hat er sein Wohnhaus, weil ihm der Platz, auf dem es gebaut war, nicht gefiel, in der Nacht fortgetragen, und hat es der königlichen Residenz gerade gegenüber aufgestellt.“

Abermaliges Zeichen der Verwunderung.

Da die Details über den Marquis einmal im Zuge waren, so gab natürlich jeder der Anwesenden, der je etwas von denselben erfahren hatte, sein Wissen zum Besten.

„Und reich ist der Mensch, reicher als alle Kaiser und Könige zusammen genommen“

„Das ist natürlich, er kann Geld machen.“

„Aber zum Teufel hinein, wo hat er dieß alles gelernt?“

„Welche Frage! Er ist ja ein Rosenkreuzer.“

„Und Freimaurer!“ ergänzte ein Anderer.

„Ich hab' mirs gleich gedacht, daß er ein Freimaurer sein muß, denn das sind lauter Zauberer und Schwarzkünstler.“

Die beiden Italiener hatten diese Unterhaltung mit außerordentlicher Theilnahme angehört, als sie soweit gediehen war, entstand eine Pause, und der mit der Binde über dem Auge benützte diese, seinem Gefährten in italienischer Sprache zuzuflüstern: „Wie gefallen Ihnen diese Aeußerungen?“

„Sie sind sehr amüsant!“ lautete die kurze Antwort.

„Ich möchte nur wissen,“ begann jetzt Lorenz wieder, „was der Teufelsmensch eigentlich in Wien will?“

„Ja, wenn man das wüßte!“ sagte ein Anderer.

„Einen Zweck muß sein Hiersein wohl haben,“

meinte ein Dritter, „denn um unsere Hatz*) zu sehn, kam er wohl nicht nach Wien.“

„Ganz recht,“ versetzte ein Vierter, „einen Zweck muß er haben, und zwar einen wichtigen.“

„Vielleicht geht er gar zum Kaiser.“ —

„Was kümmert sich so ein Geschöpf um den Kaiser.“ —

„Und was sollte er auch bei dem Kaiser machen?“ —

„Ihm regieren helfen?“ —

„Du Narr, das wäre ein sauberes Regiment, wo der Bocksfuß am Ruder sitzt —“

Allgemeines Gelächter.

Die beiden Italiener sahen sich an, und schmunzelten.

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch durch eine neue Stimme aufgefrischt.

In der ersten Stube hatten sich die Gäste nach und nach vermehrt, ohne sich aber um das, was drinnen vorging, weiter zu kümmern. Man unterhielt sich selbstständig auf eigene Faust. Nur Ein Mann, der in der Nähe der Oeffnung der Glaswand saß, hatte seine ganze Aufmerksamkeit nach innen gerichtet.

*) Thierhetze.

Dieser Mann stak ebenfalls in einem ganz ordinären Gewande, und schien diesem nach ein Taglöhner zu sein. Wenn man jedoch sein volles, rothes Gesicht mit den etwas starken Augenbraunen, seine fetten glatten Hände ansah, so mußte man schier in Verwunderung gerathen, wie ein Mann bei schwerer Arbeit sich so wohl zu konserviren vermochte.

Dieser Mann also, nachdem er das Gespräch in der innern Stube mitangehört hatte, wo dasselbe glücklich bei der Regierung mit dem Boksfuße angelangt war, erhob sich von seinem Sitze und trat in die Oeffnung, welche die beiden Stuben mit einander verband.

Kaum hatte der Italiener mit dem Barte ihn bemerkt, so sagte er leise zu seinem Gefährten mit der Binde: „Kennen Sie dieses Gesicht?"

Dieser faßte jetzt den Angedeuteten ins Auge, und entgegnete eben so behutsam: „Meiner Treu, ich errinnere mich, ihn schon gesehen zu haben.

„Wer ist er?"

„Er ist einer der Flügeladjutanten des Cardinals!" lautete die ironische Antwort.

Der Mann mit den feinen Händen und dem Arbeitergewande, war in die Oeffnung getreten, und sagte laut, und zwar so laut, daß er die Aufmerk-

samkeit aller Gäste in beiden Stuben auf sich zog: „Wollen Sie wissen, was der Saint Germain in Wien sucht? Ich wills Ihnen sagen!"

Der Mann redete in jenem localen Jargon, wie er in Wien gang und gäbe ist, und wie er namentlich von den untern Schichten, freilich mit derberen Ausdrücken gespickt, durchgehends gesprochen wird, dieses stand nun mit seiner Kleidung im vollen Einklang, disharmonirte aber um so mehr mit seinem körperlichen Aeußern.

„Ja," fuhr er mit steigender Stimme fort, „ich kann Ihnen den Zweck seines Hierseins mittheilen, ich hab vor einigen Tagen auf Mariahilf im Palais unseres Fürsten*) im Taglohn gearbeitet, und da hab ich erfahren, daß der Alte diesen Saint Germain auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers kommen ließ." —

„Auf Befehl des Kaisers?" riefen erstaunt mehrere Gäste.

„So ist es, mein Herr, und wissen Sie wozu?"

„Damit er ganz Oesterreich protestantisch mache!"

Allgemeine Verwunderung der Gäste.

Der Italiener mit der Binde um die Augen

*) Darunter wurde der Staats-Kanzler Fürst Kaunitz allgemein verstanden.

hatte bei den zuletzt gesprochenen Worten eine Bewegung gemacht, als ob er sich vom Sitze erheben wollte, der Andere jedoch hielt ihn zurück, dabei hörte er, wie jener mit den Zähnen knirrschte.

„Fassen Sie sich," lispelte er ihm in welscher Sprache zu, „ich amüsire mich köstlich."

Der frühere Vorleser der „schwarzen Zeitung" unterbrach das eingetretene Staunen mit der Frage: „Aber wie soll er das ganze Land auf einmal umwandeln?"

„Ganz einfach," fuhr derjenige fort, der sich zum Belehrer der Gesellschaft aufgedrungen hatte, „in diesem Augenblicke sind die andern Glaubensgenossen schon gesetzlich geduldet, in kurzer Zeit werden sie in ihren Rechten und Privilegien uns gleichgestellt."

„Das ist nicht möglich!" riefen einige Stimmen.

„Warum denn nicht?" riefen Andere, „sie sind ja ebenfalls Oesterreicher wie wir."

„Ja," schrie der zweideutige Arbeiter, „Oesterreicher sind sie, aber was für Oesterreicher? Ungläubige, und Ungläubige sollen nicht dieselben Rechte haben wie Gläubige; da schauen Sie nur hin in die Türkei, wie die Christen gehaßt und verfolgt werden, und warum? weil der Koran der herrschende Glaube ist! Bei uns ist es aber die katholische Kirche, das

heißt, sie war es, jetzt ist sie es nicht mehr, und bald werden die Andern ihr gleichgestellt sein, dann in kurzer Zeit darauf werden sie sich über sie erheben, um sie zu Boden zu drücken."

„Ah!" riefen mehrere, „das geht nicht so leicht."

„Ob leicht oder schwer," lautete die Antwort, „es wird gehen, dafür ließ man den Saint Germain, den Schwarzkünstler kommen. Er wird die Menschheit bethören, blenden, verderben, er wird das Volk an neue Wunder glauben machen, und die Alten profanisiren. Wer dann nicht gutwillig Protestant wird, der wird seines Eigenthums beraubt, wird eingekerkert, wird verbrannt, wird gefoltert."

Lorenz unterbrach den Redner, indem er rief: „Warum nicht gar! die Folter ist ja abgeschafft."

„Wird wieder eingeführt!" versetzte der Frühere.

„Das geschieht nicht," schrie jetzt eine Stimme aus der ersten Stube, „wer hat denn die Folter abgeschafft? Kaiser Josef! Und wer sollte sie nach den Reden dieses Mannes wieder einführen? Abermals wieder Kaiser Josef! das ist nicht möglich. Ein Fürst, der keine Unterthanen, sondern nur Bürger haben will, ein Fürst, der die Menschen liebt, wie keiner vor ihm, ein solcher Fürst kann die Menschen nicht foltern lassen!"

Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet. Viele, die ihn von ihren Sitzen aus nicht wahrnehmen konnten, hatten sich erhoben, um ihn zu schauen.

Der Sprecher bot eine fast kolossale Gestalt. Sein Antlitz war todtenbleich, sein Haar silberweiß, das hohe Alter machte ihn bei jeder Bewegung erzittern. Einen unheimlichen, fast gespenstischen Charakter erhielt das greise, blasse Antlitz durch die geschlossenen Augenlider, welche tief in die Höhlen gedrückt, jede Spur eines Augapfels verdeckten. Der Greise war stockblind.

„Wer ist denn dieser Mann?" fragten sich leise mehrere Gäste.

Niemand wußte Auskunft zu ertheilen.

Der frühere Wortführer, sowohl über die Unterbrechung, als auch über den Widerspruch ärgerlich geworden, sah den Blinden mit zürnenden Blicken an, und rief dann: „Ei mein lieber Alter, was wißt Ihr von der bösen neuen Zeit, Ihr, der in der guten alten Zeit jung gewesen, der aber die neue nicht einmal schauen kann."

„In der guten alten?" rief höhnisch der Blinde mit seiner starken Stimme, die mehr einem Manne in den kräftigsten Jahren geziemt hätte, „in der guten

alten, sagst du? Fluch ihr, Fluch ihr, die mich unglücklich, die mich elend, die mich blind gemacht. Ja, ich habe diese Zeit der Willkühr und Ungerechtigkeit miterlebt. Oh, ich weiß viel von ihr zu erzählen, aber ich will stumm sein, nicht als ob ich müßte, nein, weil ich will. Ja, ich bin damals jung gewesen, was aber nützten mir die schönsten, die kräftigsten Jahre meines Lebens, wenn man mich blind gemacht! Du hast recht, ich kann die neue Zeit nicht schauen, aber ich fühle sie. Mein freudig bewegtes Herz ruft es mir in seinen lauten Schlägen zu: Sie ist herangebrochen! — Und daß sie heranbrach, wem verdanken wir's sonst, als ihm, den du geschmäht, ihm, den der Allmächtige zum Herrscher über uns eingesetzt, und den die Welt Josef den Zweiten nennt? Ja, ihm allein verdanken wir's, und darum ist es auch unsere Pflicht zum Himmel zu beten, damit er ihn stärke und siegen lasse in dem Kampf mit dem Bösen. Gott segne den Kaiser!"

Er schwieg.

Unwillkührlich, gleichsam hingerissen von der Ansicht des Blinden wiederhohlten die Gäste: „Gott segne den Kaiser."

Der frühere Wortführer ließ während der letzten Rede sein Auge ohne Unterlaß forschend auf dem

Greisen ruhen. Je länger dies geschah, desto stechender wurde sein Blick, desto unsicherer wurde seine Haltung. Er wartete mit Ungeduld den Schluß seiner Rede ab, um ihm zuzurufen: „Sprecht nicht von Dingen, die Ihr nicht versteht, nicht verstehen könnt."

„Ich verstehe die Dinge nicht," rief jetzt der Blinde mit einem gellenden Hohngelächter, welches mit Allmacht durch die beiden Stuben drang und die Anwesenden erschütterte, „oh, oh, ich verstehe sie nicht! Wo bist du, Mann der Allwissenheit" — er tappte auf den Andern zu — „wo bist du hochgelahrter Mann, kram aus dein bischen Verstand, damit ich doch erfahre, wie viele Schulen du durchgelaufen, laß hören, was du wissest, der, —"

In diesem Augenblicke hatte der blinde Mann den Andern erreicht, und seine Hand gefaßt.

„Der alte Martin ist neugierig —"

Diese Worte waren kaum gesprochen, so stieß der Andere einen Schrei aus, und entriß seine Hand dem Blinden.

Die Gesellschaft fuhr von den Tischen.

Der Greis taumelte einige Schritte zurück.

Der Andere faßte sich augenblicklich, und rief mit dumpfer Stimme: „Laß mich, ich habe nicht den Willen, und die Zeit Blinde aufzuklären!"

Nach diesen Worten stürzte er mit hastigen Schritten aus der Stube.

Der Greis hatte seine Besonnenheit wieder erlangt, und tappte vorwärts.

„Wo ist der Mann,“ rief er mit gepreßter Stimme, „wo ist er?“

„Er ist bereits fort!“ lautete die Antwort.

„Fort,“ schrie er auf, „fort, und wieder fort! Oh! Oh!“ —

Er sank zu Boden.

Allgemeine Verwirrung.

Der Italiener mit dem Barte flüsterte seinem Gefährten einige Worte zu.

Dieser eilte zu dem Wirth und sprach einige Augenblicke mit ihm.

Hierauf wurde der Blinde in das obere Geschoß des Hauses gebracht.

Ein Knabe, sein Führer, folgte ihm. . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Minuten später finden wir die beiden Italiener auf dem Wege über das Glacis gegen die Stadt zu.

Beide gingen schweigend nebeneinander und hingen ihren Gedanken nach.

Nach einer Weile begann der mit dem Barte: „Nun, wie gefallen Ihnen die Erfahrungen des heutigen Abends."

„Ich bin überrascht."

„Ueberrascht? Wovon? Haben Sie vielleicht etwas Anderes erwartet? Der Kardinal ist sehr thätig, man darf ihn nicht ungehindert operiren lassen. So wie ich diese Parthei kenne, wird die Residenz nächstens von ihrer Seite eine Aufklärung über die Anwesenheit Saint Germains erhalten, und zwar in jenem Sinne, wie sich der Agent des Kardinals bereits vernehmen ließ. Dem muß vorgebeugt werden. Sie haben mich wohl verstanden?"

„Sehr wohl."

Beide gingen wieder stillschweigend nebeneinander.

Der Italiener mit dem Bart gestikulirte heftig mit den Händen. Sein Mienenspiel verbarg die Nacht.

Der Gang wurde rascher.

Nach einer Weile fragte der Bärtige wieder: „Haben Sie meine Anordnungen in Betreff des Blinden vollzogen?"

„Ja, Euer Maje —"

„Bst!" rief der Andere," wir sind noch auf freier Strasse."

Beide schritten gegen die kaiserliche Burg.

5.

Was gibt es noch Wonnigeres im Leben als die erste Liebe?

Nennt mir, was ihr wollt, ihr werdet nichts finden, ihr werdet vergebens suchen, denn es gibt nichts Hehres, nichts Beseligenderes, nichts Entzückenderes als die erste Liebe!

Im Frühlinge des Lebens blüht sie auf wie eine Blume, ihr Odem durchweht uns wie der Odem einer Blume, aber die Blume welkt, ihre Blätter werden spurlos verweht, während die erste Liebe in jedem Herzen das zarte Echo einer wonnigen Zeit zurückläßt, und der Greis mit schneeigem Scheitel denkt noch mit Entzücken des ersten Händedruckes, des ersten Liebesblickes, den er von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit empfangen, und ruft dabei: „O, das waren selige Tage!" —

Erste Liebe!

Warum erste Liebe? Kann es eine zweite geben? —

Kann man nach der ersten Liebe noch einmal lieben? — Verdient das Gefühl, das man nach der ersten Liebe empfindet, auch noch den Namen: „Liebe?“

O nein! Man liebt nur einmal, und Alles, was später kommt, nennt es Wohlwollen, Sinnenlust, Gewohnheit, Freundschaft, Trieb zur Geselligkeit, kurz nennt es wie es euch beliebt, nur Liebe nicht, denn glaubt es mir, man liebt im Leben nur einmal, und nicht wieder, so wie man nur an einen Glauben hangen, nur einen Gott anbeten kann. Es kann sich das Herz nur einem Wesen aufthun; wer da meint, seinen Glauben abzuschwören, um einen andern anzunehmen, der wird am Ende nicht diesem und nicht jenem angehören, wer da glaubt, nach der ersten Liebe noch einmal zu lieben, der täuscht sich selbst, oder Andere.

Und eben deßhalb, weil man im Leben nur einmal wahrhaft lieben, weil man dieses unnennbare Gefühl mit seinen Wonnen nur einmal empfinden kann, eben deßhalb ist es so bezaubernd, bewältigend, allmächtig! Es gibt Blumen, die von Monat zu Monat Blüthen tragen, andere von Jahr zu Jahr, die Aloe blüht einmal im Jahrhundert und dann nicht wieder.

Dort sitzen sie beisammen.

Ein altes Mütterchen geht ab und zu.

Das Liebespärchen läßt sich nicht stören, es ist in dieser bürgerlichen Stube so still und traulich, und die jungen Leute plaudern mit einander, und thun oft so wichtig, als ob das Heil der Welt von ihnen festgesetzt und beschlossen würde.

Das Mädchen ist kaum sechzehn Jahre alt.

Du lieber Himmel! So jung und schon verliebt! Und wie verliebt!

Das muß von der Luft kommen, von der berühmten Wiener Luft, wo Liebe und Gemüthlichkeit so gut gedeihen.

Und wie schön die Jungfrau ist! Wahrhaftig, sie ist von tausend Reizen weiblicher Anmuth übergossen, und von dem Glorienkranz der Jugend und Unschuld gekrönt. Eine niedliche Gestalt, in der Hüfte zum umspannen, und dabei doch von einer Fülle, deren Vorhandensein bei dieser idealen Hülle ordentlich überrascht.

Das Antlitz ist länglich, etwas blaß gefärbt, mit zwei seelenvollen Augen, deren Blau an Gluth und Tiefe mit jedem südlichen Himmel wetteifert. Und das Haar! Blond und weich, ist es ein Schatz, der das kleine Köpfchen bereichert.

Das Mädchen ist einfach bürgerlich gekleidet.

Wozu bedürfte es auch bei dieser Anmuth des Flitters, ein einziges Lächeln, von diesen Lippen: und Sammt und Seide, Gold und Silber sind vergessen.

Der junge Mann, eine hochgeschossene schlanke Figur, beweglich feurig mit einem Kopfe, den die Frauenwelt intressant zu nennen pflegt, hat eben seinen rechten Arm um das Mädchen geschlungen, und Beide, indem sie sich wechselseitig anschauen, geben sich Mühe die ernsthaftesten Mienen von der Welt zu produziren, dabei bemerkt man an den Mundwinkeln ein leises Zucken, hinter welchem, so wie der Schelm hinterm Busch, das Lächeln sich verborgen hält.

„Sehn Sie mich nur an,“ sprach jetzt das Mädchen, „so lange und so ernst es Ihnen beliebt, ich werde doch nicht lachen.“

„Und ich ebenfalls nicht,“ antwortete er.

Beide bestrebten sich noch ernsthafter zu scheinen, vermochten sich jedoch nicht mehr zu bezwingen und brachen zugleich in ein schallendes Gelächter aus. Er zog das Mädchen an sich, und überdeckte es mit Küssen.

„Ruhig Albin,“ sagte sie, dem Scheine nach die Liebkosungen abwehrend, „Sie müssen gelassen bleiben, mich nicht quälen, sonst werde ich mich gezwungen sehen, bei ihrem Mütterchen Klage zu führen.“

„Quäle ich Sie mit meinen Küssen?“ fragte er spitz.

Die Jungfrau sah ihn schelmisch an und sagte, augenscheinlich um ihn zu reitzen; „Ja, Sie quälen mich!“

„Nun denn,“ rief er, den Erzürnten spielend „so mögen diese Qualen vertausendfacht über Sie kommen, damit Ihnen diese Erde zur Hölle werde!“

Dann zog er die Jungfrau wieder an sich, und trotz Sträuben und Wehren küßte er sie oft und rasch hintereinander, bis sie sich aus seinen Armen wand, und der eben eingetretenen Matrone entgegenlief.

„Ach Mütterchen,“ klagte sie, „helfen Sie mir doch, Albin ist heute so muthwillig und ausgelassen.“

„Mein Sohn muthwillig,“ erwiederte die Alte, „ja, das will ich glauben; aber ausgelassen, meine liebe Jungfer, ausgelassen ist er nicht. Ich habe ihn in Zucht und Sitte erzogen.“

„Schöne Sitte das,“ antwortete das Mädchen komisch schmollend, „mich ohne Unterlaß zu küssen.“

„Ei du lieber Gott,“ versetzte die Alte, „das ist Ihre Schuld, warum haben Sie ihn so verrückt gemacht.“

Der junge Mann lachte und rief: „Sehn Sie Louise jetzt haben Sie den Spruch vernommen.“

„Ja,“ erwiederte die Jungfrau, „Mütterchen hält zu Ihnen, weil Sie Ihre Mutter ist. Hätte ich eine Mutter, sie würde auf meiner Seite stehen, aber ich habe weder Mutter noch Vater, ich bin eine arme Weise, die fremder Leute Brod ist.“

„Louise,“ rief Albin, indem er auf sie zueilte und ihre Hand faßte, „schon wieder diese trüben Gedanken.“

„Verzeihen Sie, aber sie überkommen mich unverhofft, und ich kann mich ihrer nicht erwehren.“

Die muntere Laune war versiegt, der Ernst des Lebens nahm die Stelle des Muthwillens ein. Die Witwe ließ sich am Fenster nieder, die Liebenden nahmen ihre früheren Plätze ein.

„Ach Louise,“ klagte Albin, „warum haben Sie die Heiterkeit für heute verscheucht.“ —

„Auch der Ernst fordert seine Rechte, nur der Leichtsinn ist immer heiter. Hören Sie mich an, Albin und rathen Sie mir. Ich soll das Haus meiner Pflegeeltern verlassen.“

„Wie?“ riefen Albin und seine Mutter erstaunt.

„Ich soll, wie mir Jungfrau Regina sagt, bei

einer Dame die Stelle einer Kammermamsell erhalten.“ —

„Sie sollen also Wien verlassen?“

„Bewahre; Die Dame ist und bleibt in Wien.“

Der junge Mann athmete erleichtert auf.

„Und warum so plötzlich?“ fragte die Matrone.

„Es kam nicht plötzlich, Mutter Dorothea,“ antwortete Louise, „ich habe Albin oft geklagt, wie viel ich von Jungfrau Regina zu leiden habe und wie ich mich nur durch die Güte und Menschenfreundlichkeit des Herrn Sebaldus bisher zurückgehalten fühlte. Ist es Neid oder Mißgunst, ich weiß es nicht, aber gewiß ist, daß Regina mir die Zufluchtsstätte in dem Hause ihres Bruders verleidet, und daß sie mich gerne aus demselben entfernt wissen möchte.“

„Und Herr Sebaldus?“ fragte Albin.

„Oh', er ist gut und freundlich, er liebt mich wie sein Kind; und lebt meinethalben mit der Schwester in Hader und Zank; aber soll ich die Geschwister durch meine Einwirkung trennen? Bin ich im Grunde nicht doch eine Fremde, die kein Recht hat in einem Hause Wohlthaten zu empfangen, durch die sich Jemand, der berechtigt ist, verkürzt glaubt und durch die er in der That auch verkürzt wird? Ich habe also schon oft daran gedacht, das Haus meiner

Pflegeeltern zu verlaßen, allein ich wollte einerseits Herrn Sebaldus nicht wehe thun, und andererseits keinen Unfrieden im Hause stiften. Aber jetzt, da Jungfrau Regina mir, und zwar in der wohlmeinendsten Absicht, den Antrag machte, das Haus zu verlassen, jetzt glaube ich es an der Zeit, es auch zu thun, umsomehr da die Gründe, welche Regina angibt, dafür sprechen. Ich bin erwachsen, in dem einfachen Hause meiner Pflegeeltern habe ich wenig gelernt, und nichts erfahren, es ist nothwendig, daß ich in ein Haus komme, wo mir dazu Gelegenheit geboten ist."

„Und Herr Sebaldus, was hat er dazu gesagt?

„Regina wird ihm die Angelegenheit erst auseinandersetzen, und ich soll sie bei ihrem Bruder unterstützen; denn ohne mein ausdrückliches Verlangen, würde er nie in meine Entfernung aus seinem Hause willigen. Bevor ich aber den Schritt thue, hielt ich es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, um ihre Meinung zu erfahren."

Frau Dorothea und Albin begannen nun mit Louisen zu erwägen, und da die Jungfrau in Wien bleiben sollte, und es in der That für nützlich befunden wurde, daß sie in einem größern Hause einige Zeit zubringe, so wurde beschlossen, daß sie den Antrag annehme, jedoch unter der Bedingung, daß

Louisens Jugend in der neuen Umgebung keine Gefahr laufe.

„Hätte ich es doch nimmer geglaubt, daß auch in unserem Kreise eine Veränderung sobald statt finden werde,“ sagte Albin traurig.

„So Gott will,“ antwortete die Jungfrau, „soll sie zum Guten führen.“

Albin zog ihre Hand an seine Lippen, drückte einen Kuß auf dieselbe und sagte: „Der Herr hat die Guten noch immer beschützt, darum mein theures Mädchen, bleiben Sie gut und brav, und er wird auch Sie nicht verlassen.“

„Sie werden mir immer nahe sein, Albin, Sie sollen sich überzeugen, daß ich Ihrer Liebe immer würdig bleibe.“

„Daran habe ich nie gezweifelt, möge der Himmel Sie das höchste Glück auf dieser Erde finden lassen.“

„Ich habe es gefunden,“ lispelte Louise, „es ist Ihre Liebe.“

Sie umarmte ihn stürmisch, und Albin fühlte die Gluth ihrer Küsse auf seinen Lippen brennen . . . . . . — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage, nachdem diese Scene in einem Hause

am „Platzl“ unweit der großen Kapuzinergasse stattfand, hatte Louise ihre Pflegeeltern verlassen; durch Einwirkung des ehrwürdigen Herrn Leonhard auf Jungfrau Regina, und durch Vermittlung der letztern bei Sebaldus war der versprochene neue Miethmann eingezogen.

Es war der uns wohlbekannte Hanns Steiger.

Der gute Neustädter war seit seinem nächtlichen Abentheuer im „wilden Mann“ sehr übelgelaunt. Nachdem er seine reizende Nachbarin einige Tage vergebens gesucht, wurde er von Herrn Dienstag überrascht, der ihm ein sehr angenehmes Privatlogis anrieth.

Hanns zeigte sich bereitwillig, denn er war froh aus der Wohnung fortzukommen, wo er jeden Augenblick an die verschwundene Schöne erinnert wurde, die, ob auf seine Sinne, oder auf sein Herz, wer vermöchte dieß noch jetzt zu bestimmen? — einen so tiefen Eindruck hervorgebracht hatte.

Hanns begab sich also mit Herrn Dienstag zu seiner künftigen Quartierfrau, wurde mit Regina bald einig und bezog, da mittlerweile auch sein Gepäck nachgekommen war, die Stube, welche die Schwester des Krebsenzählers eigends für ihn herrichtete.

Was Sebaldus betraf, so litt er unter allen Betroffenen bei diesem Wechsel am meisten.

Wie wir bereits erwähnt haben, so hing er an Louisen mit einer echt väterlichen Zuneigung. Vieljährige Gewohnheit hatte ihn so an das Mädchen gefesselt, daß er selbst für sein eigen Kind, wenn er nämlich eines besessen hätte, nicht wärmer zu empfinden vermochte.

Was Regina in ihrer Unterredung mit dem ehrwürdigen Herrn Leonhard vorausgesehn, war eingetroffen. Sebaldus hätte um keinen Preis in die Entfernung Louisens gewilligt, wenn nicht der gute Rath des Hausfreundes befolgt, und die Jungfrau selbst ihren Pflegvater dazu vermocht hätte. Als sich der Krebsenzähler so ins Gedränge gebracht sah, und zwischen zwei Kreuzfeuern mitten drinnen steckte, war er nimmer im Stande seinen Willen zu behaupten, und rief: „Nun denn in Gottes Namen, so geschehe, was Ihr begehrt, aber ich sage es euch in Vorhinein, ich werde ein wachsames Auge auf Louisen haben und wenn trotz dem ein Unglück geschieht, dann Regina werde ich dich zur Rechenschaft ziehen.“

Bei dieser Drohung wurde es der alten Jungfrau freilich etwas beklommen, aber sie gedachte ihres ehrwürdigen Freundes, der ihr noch jederzeit mit gu-

tem Rathe beigestanden, und war überzeugt, daß er sie auch dann nicht ohne Hilfe lassen würde.

Kaum aber war Louise einige Tage fort, so bereuete Sebaldus sein gegebenes Versprechen, er vermißte seinen Liebling in allen Ecken und Enden, seine Wohnung schien ihm einsamer geworden, er sah sich gezwungen, mehr als früher mit seiner Schwester zu verkehren. Regina, um den Bruder die Abwesenheit Louisens nicht vermissen zu lassen, hing sich mit einer auffallenden Zudringlichkeit an ihn, sie war mehr als sanftmüthig, mehr als zuvorkommend. Sebaldus erkannte natürlich den Grund dieser Engelhaftigkeit, und fühlte sich noch mehr als früher von ihr abgestoßen, denn nun war es ihm klar, daß sie den Anstoß zu Louisens Entfernung gegeben hatte.

Mit Hanns Steiger verkehrte der Krebsenzähler anfangs wenig, als er jedoch eines Abends mit ihm zusammentraf, und ihn ein wenig kennen lernte, fing ihm der junge Mann zu gefallen an, und er freute sich, wenigstens Ein menschlich Wesen in der Nähe zu haben, mit dem er manchmal auf echt Wienerische Weise einen „Plauderer" abhalten und einen vergnügten Abend zubringen konnte. Die beiden Männer trafen von nun an öfter zusammen, gingen auch

oft mit einander aus, und waren auf dem besten Wege gute Freunde zu werden.

Herr Dienstag, seit dem er den Neustädter bei Regina eingeführt, hatte sich nicht mehr sehen lassen, und Hanns, da er in Sebaldus Ersatz fand, kümmerte sich auch wenig um ihn. Desto öfter erschien aber Herr Leonhard bei Jungfrau Regina, und so oft er kam, waren die Männer nicht zu Hause, ein Zufall, der sich wöchentlich einige Mal wiederholte.

An einem Sonntage, es war der zweite, den Hanns in seiner neuen Umgebung zubrachte, kam Sebaldus in seine Stube, und sagte zu ihm: „Herr Steiger, den heutigen Nachmittag wollen wir auf eine fidele Weise zubringen."

„Ich bin neugierig Ihren Vorschlag zu hören."

„Wir gehen heute in die Hatz. —"

„In die Hatz?"

„Nun ja in die Thierhetz. Waren Sie schon einmal dort?"

„Noch nicht."

„Haben Sie auch noch nichts gehört von diesem Schauspiel?"

„O ja, ich hörte schon viel davon erzählen, aber ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, es zu sehen."

„O!“ sagte der Krebsenzähler mit vielem Wohlbehagen, „da müßten Sie um so mehr hingehen, Sie werden sich vortrefflich unterhalten.“

Hanns war natürlich einverstanden.

Sebaldus zog ihn an sich und wisperte ihm ins Ohr: „Meine Schwester braucht nicht zu wissen, daß wir in die Hatz gehen.“

„Und warum dieß?“

„Weil ich sie sonst mitnehmen müßte, was mir sehr unangenehm wäre.“

„Unangenehm?“

„Ja, ich mache Ihnen kein Hehl draus, ich harmonire mit Regina nicht am Besten, und wäre sie nicht meine leibliche Schwester, ich hätte sie schon längst aus dem Hause expedirt, aber so kann ich nicht. Uebrigens müssen Sie nicht glauben, daß ich unter dem Pantoffel steh, ich bin Herr im Hause, vermeide jedoch gern jede Gelegenheit zu Zwist und Zank, weil ich meine Autorität wegen Kleinigkeiten nicht abnützen will.“

Hanns Steiger gab seinen Miethherrn vollkommen recht.

„Um welche Zeit,“ fragte er, „verlassen wir das Haus?“

„Um zwei Uhr.“

„So zeitlich schon?“

„Ist es Ihnen vielleicht zu früh?“

„Ja wohl, denn ich esse in der Stadt zu Mittag; müßte also den weiten Weg herausmachen, um Sie abzuholen.“

Sebaldus sann ein wenig nach, hierauf fragte er: „Wo essen Sie zu Mittag?“

„Beim Lothringer*) auf dem Kohlmarkt.“

„Gut,“ sagte der Krebsenzähler, „so will ich Ihnen den Weg ersparen; ich hole Sie von dort ab, und wir gehen dann selbander hinaus.“

Hanns war jetzt vollkommen einverstanden, und Sebaldus begab sich auf sein Zimmer.

Als der Neustädter allein war, sagte er zu sich: „Ich forsche jetzt schon wochenlang, um meine Nachbarin vom wilden Mann zu finden, es ist mir bisher nicht gelungen. Vielleicht bekomme ich si: heute in der Thierhetze zu Gesicht.

---

*) Ein Gasthaus, das bei der Vermählung Theresias mit Franz I. diesen Namen annahm und noch besteht.

6.

Das war halt ein Kapitalschauspiel für die guten Wiener — die Thierhetze!

Schade, daß sie nur an Sonn- und Feiertagen stattfand.

Die armen Thiere! So oft die Christenheit einen Festtag hatte, wurden sie zum Ergötzen der Menschen gegen einander gehetzt.

Schon am Vormittage konnte man das Volk gruppenweise an den Strassenecken stehen sehen, um die Anschlagzetteln, mit welchen der k. k. Hetzpachter die nachmittägige Vorstellnng annoncirte, zu lesen.

Da prangte denn obenan auf dem Zettel der große kaiserliche Adler mit der Unterschrift: „Sum umbra alarum Tuarum" hierauf kam die Nachricht, daß in dem kais. königl. privilegirten Hetzamphitheater, unter einer wo'lbesetzten türkischen Musik eine sehr große Hetze stattfinden werde.

Die Wiener lasen dann die Titel der einzelnen Hetzscenen, welche meistens spitzig und witzig verfaßt

waren, und je nach ihrem Inhalte mehr oder weniger Publikum anzogen.

Um die Zeit der zweiten Nachmittagsstunde konnte man schon die Menschenströmung gegen die Thierhetze zu wahrnehmen; das Glacis zwischen dem Stuben- und Mautthore überdeckte sich mit Fußgängern, welche sich alle gegen die „Weißgärber" zu bewegten, eine Vorstadt, die östlich, diesseits der Donau und jenseits der Wien liegt.

Das Hetzhaus lag am Fuße des Glacis, und war von Holz aufgeführt.

Der Form nach war es rund, ziemlich hoch, und hatte nach innen zu, drei Reihen über einandgebauter Gallerien und Bogen, welche für das Publikum bestimmt waren. Das Erdgeschoß bestand aus lauter kleinen Kämmerchen, in denen die wilden Thiere eingeschlossen blieben, deren Entkommen durche in herabgelassenes Fallgitter vorgebracht war.

Sämmtliche dieser Kämmerchen mündeten in jenen ebenen großen Platz, der von dem Hatzhause eingerahmt, die eigentliche Bühne bildete, und jederzeit mit Sand bestreut war. Aus der Mitte dieses Plazzes erhob sich ein riesiger hölzerner Steigbaum, welcher über den Cirkus hinaus in die Luft ragte, und

auf dessen Spitze eine schwarzgelbe Fahne lustig flatterte.

Den Haupteingang in diesen Cirkus bildeten ein gemauertes Portale und zwei kleinere Seitenthüren, ober welchen sich eine Art von Balkon befand, den die Musikkapelle einnahm.

Dicht vor dem Hatzhause, natürlich auf dem Glacis, befand sich ein durch verschiedene Geländer eingeschlossener großer Platz, welcher der Ochsenstand hieß. In diesem wurden damals so wie heut zu Tage in dem gleichnamigen Ort vor der St. Marxerlinie — die aus Ungarn ankommenden Ochsen getrieben und zum Verkaufe ausgestellt. Wenn nun die Metzger ihre hier gekauften Ochsen zu sondiren begannen, um sie wegzuführen, so pflegten die großhörnigen Fremdlinge allerlei tolle Sprünge zu machen, zu welchen sie durch die zu diesem Gratis-Schauspiele, das man damals die Ochsentheilung nannte, eigends herbeigeströmten Wiener besonders aufgemuntert wurden, indem das verehrungswürdige Publikum durch Schreien, Toben, Miauen, Pfeifen, also durch eine Art von Kazzenmusik die Pußtähelden scheu zu machen wußte, ein Beweis, daß die Katzenmusiken schon damals gang und gäbe, und von den Ochsen nicht wohl gelitten waren.

Da nun diese Ochsentheilung ein zahmes Sei-

tenstück zur Thierhetz meistens am Freitag statt fand, so machte ein gleichzeitiger Dichter folgende scherzhafte Wocheneintheilung seiner Vergnügungen bekannt:

„Des Sonntags weid' ich mich an unsern schönen Hetzen,
Am Montag muß mich Kasperle ergötzen,
Am Dienstag lad mich 's deutsche Schauspiel ein,
Am Mittwoch trag ich nur mein Ohr hinein,
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwers Kunst,
So gibt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freitag kann ich früh die Ochsentheilung seh'n,
Die wechsel ich Abends dann mit Assemblén.
Nur Samstag, ach, ist meine Lust erschöpft,
Seit dem man nicht mehr rädert, hängt und köpft."

Doch zurück zur Thierhetze.

Schon vor dem Beginn des Spectakels ertönte vom Balkone herab die Musik, weithin über das Glacis erdröhnend, um auf diese Weise die schaulustige Bevölkerung gleichsam aus der Ferne herbeizulocken. Für das im Cirkus bereits versammelte Publikum blieb aber dieser musikalische Genuß nicht ungetrübt. Schon beim Eintritt in das Haus schlug Jedem ein fürchterlicher Gestank in die Nase, der von unten aus den Thier-Kammern herauf drang und theils von ihren Ausdünstungen, theils aber von den Aesern her-

rührte, mit welchen die mißhandelten Schauspieler dieses Theaters gefüttert wurden. So wie dieser widerliche Geruch in die Nase, so drang ein fürchterlicher Lärm ins Ohr, gemischt von Brüllen, Heulen, Stöhnen, Bellen, und dazwischen das unbändige Geschrei der Hetzmeister! Dieser Höllen-Lärm war um so unheimlicher, da er aus den Kammern hohl heraufklang, und seine Erzeuger nicht wahrgenommen werden konnten, denn der eigentliche Hetzplatz ist bisher mit Ausnahme eines Affen, der am Steigbaume befestigt war, und seine Sprünge producierte, ganz leer.

Der Zuschauer-Raum ist mit Kindern, Männern, Frauen, mit Herrn und Damen gefüllt.

Staunen Sie nicht, verehrte Leser, wenn wir auch von Herren und Damen, bei diesem für unsere Zeit und unsere Fühlweise abscheulichen Schauspiele sprechen.

Sehen sie vor dem Hetzgebäude um sich, und sie werden Equipagen, Phaetons, Fiaker, Sänften und Einspänner erblicken. Betreßte Diener, Haiduken, Mohren und Husaren harren außen ihrer Herrschaften, die sich als Zuschauer in der Hetze befinden. Wer sollte auch sonst die vielen Logen einnehmen, deren eine 4 Gulden 20 Kreuzer kostete, oder auch die Gallerie Noble, wo die Person einen Gulden 20

Kreuzer bezahlen mußte? Das waren für die damalige Zeit sehr hohe Preise, höher sogar als im Nationaltheater! Diesen stolzen Namen hatte nämlich Kaiser Josef dem Burgtheater gegeben; er wurde jedoch später bei Seite geschoben, und erst im Frühjahre 1848 wieder hervorgesucht, um als „Hof- und National-Theater" neu aufzuleben.

Unter den Zuschauern des Circus befinden sich auch unsere beiden Bekannten aus der großen Kapuzinergasse, Herr Sebaldus Rothlauf und Herr Hanns Steiger.

Sie sitzen im ersten Stock; denn sie hatten wohlgemuth jeder seine 40 Kreuzer niedergelegt, um das Schauspiel bequem mitansehen zu können.

Hanns Steiger, an den Wildpretgeruch dieses Lokals nicht gewöhnt, war sehr sparsam mit dem Einathmen, und hielt sich zeitweise sein Sacktuch vor die Nase. Der Krebsenzähler bath ihn jedoch, keine auffallende Empfindlichkeit zu verrathen, damit er nicht von einem vorwitzigen Jungen auf der Gallerie bemerkt und durch boshafte Bemerkungen dem allgemeinen Spotte preisgegeben werde.

Das Schauspiel nahm seinen Anfang.

Wir ersuchen unsere Leser, namentlich jene Phylantropen, welche den lobenswerthen Vereinen gegen

die Thierquälerei angehören, die nachfolgenden Seiten entweder zu überschlagen, oder sich auf Scenen gefaßt zu machen, die ihr Gemüth aufs Heftigste aufregen werden.

Das Schauspiel der Thierhetze reiht sich jenen barbarischen Volksbelustigungen an, bei denen man nicht begreifen kann, wie sie bei einer so gutmüthigen Population, wie die Wiener ist, zu solcher Beliebtheit gelangen und sich so lange erhalten konnte. Eben so unerklärlich ist es, wie ein so grausames Schauspiel, auch bei der noblen Welt, ja sogar bei Damen der höheren Gesellschaft Anklang finden konnte. Freilich wenn man bedenkt, daß damals die Zeit der Folter und der Scheiterhaufen kaum vorüber war, daß die Gemüther durch die auf einander folgenden Kriege abgehärtet und gestählt waren, daß die Leibeigenschaft an der Tagesordnung, daß man mithin wenig barmherzig mit Menschen, umsoweniger mitleidig mit Thieren war; wenn man dieß Alles erwägt, dann wird man die Beliebtheit dieser Gattung von Schauspiel, wenn auch nicht natürlich, so doch erklärbar finden. Was übrigens die Damen und Frauenwelt anbelangt, so weisen wir darauf hin, wie selbst in unsern Tagen das zarte Geschlecht bei Hinrichtungen und andern öffentlichen Justizaktionen, sich zahlreicher als die andere Hälfte betheiliget, wahr=

scheinlich muß es für eine zarte Frau äußerst spannend sein, einen armen Sünder hängen zu sehen, um hinterdrein in Ohnmacht fallen zu können.

Zur Ehre Kaisers Josefs, sei es gesagt, daß er ein Feind der Thierhetze, dieses Sitten verderbende Schauspiel niemals besuchte, und es vielleicht nur duldete, weil die Pachtsumme, die für das Privilegium entrichtet wurde, dem „Armen-Leute-Fond“ zu gute kam. Freilich ein seichter Schleier, zur Verhüllung eines, die Menschheit entehrenden Schauspiels.

Doch nun auf den Hetzplatz.

Die Musik hat vorgespielt.

Ein Mann, groß, stark, muskulös, tritt in die Mitte des Circus. Er trägt ein enges Beinkleid, und eine ebenfalls knappanliegende Jacke. Beide sind von gelbem Leder. Um die Hüften schlingt sich ein schwarzer Gürtel, in welchem ein Hirschfänger steckt. Der Gürtel ist mit einem glänzenden metallenen Schild geziert. Unter der Jacke steckt in der Gegend der Brust ein Dolch, dessen Griff aus Hirschhorn sichtbar ist. Auf dem Kopfe sitzt ihm ein Helm von schwarzem Leder, geziert mit rothen Federn. In seiner rechten Hand trägt er eine Peitsche, deren Stiel eben so kurz ist, als die Schnur lang.

Dieser Mann ist der Hetzmeister!

Nach seinem Auftreten grüßte er das Publikum auf eine militärische Weise, durchpfeift mit der Peitsche die Luft, ein Knall durchgellt den Cirkus, und die Musik verstummt.

Ein zweiter Peitschenknall erdröhnt.

Die Fallthüre einer Kammer wird aufgezogen.

„Was wird zuerst kommen?“ fragte Hanns Steiger seinen Miethherrn.

Sebaldus, welcher einen Thierzettel hatte, las leise: „Ein frischer Bär, der zu Allem den Kopf schüttelt, soll zu einem billigen Jawort gezwungen werden, und sollte er hartnäckig sein, so wird man ihn beim Ohr ertappen.“

Im ganzen Zuschauerraume herrschte Todtenstille.

Trotz der geöffneten Kammer wollte der angekündigte Bär dieselbe nicht verlassen.

Das arme Thier, durch die frühern Hetzen gewarnt, wußte, was seiner harrte, und wollte nicht aus dem sichern Verließ. Da erschienen drei Knechte mit einem riesigen Hebebaum, und begannen in den dunkeln Raum hinein auf das Thier zu stoßen.

Ein fürchterliches Brummen und Gurgeln ließ sich vernehmen. Der Bär vermochte den Stößen nicht auszuweichen, und biß vor Schmerz in den Baum

so grimmig, daß ihn die Hetzknechte sammt dem Baume herauszogen. Hinter ihm schloß sich das Fallgitter. Im Freien angelangt, sah sich das Thier furchtsam um. Es war ermattet und zerbissen, und vermochte sich kaum einige Schritte vorwärts zu schleppen. Das linke Ohr fehlte ihm ganz; es war ihm bei einer der letzten Hatzproduktionen weggebissen worden. Nun ließ man zwei Hunde los. Zwei Rüden stürzten auf den Bären los, ergriffen ihn, der sich fast wehrlos der Uebermacht überlieferte, und hätten ihn wahrscheinlich zerfleischt, wenn die Hetzmeister nicht über sie hergefallen, und den Bären, indem sie den Hunden ihre Gebisse aufrissen, befreit hätten.

Der arme Petz eilte so schnell er ervermochte, seinem Loche zu, und erreichte es, nicht ohne daß die Blutspuren der neu erhaltenen Wunden, seinen Weg dahin bezeichneten.

Eine Musikfanfare bezeichnete jederzeit den Schluß einer Scene, so wie Peitschenknall den Anfang derselben.

Die zweite Scene „der Esel in der Bataille!" nahm ihren Anfang.

Ein gutmüthiger Langohr wurde auf den Schauplatz gebracht; an seinem Schweife waren kleine Schwärmer, Feuerräder und sonstiges Feuerwerk be-

festiget. Zu ihm wurde ein zahmer Hirsch gesellt, dessen Geweih ebenfalls auf diese Art bekränzt war. Der Hetzmeister zündete die kurzen Feuerleitungen der beiden Feuerwerke an, ließ dann einige kleine Hunde los, und zog sich zurück in die sichere Loge, welche für die Hetzmeister eigends bestimmt war. Die Hunde stürzten mit kläffendem Gebell auf die Thiere los. Diese ergriffen die Flucht. Das Feuerwerk begann zu zischen, krachen, knallen. Ein Regen glühender Funken umstob die scheugewordenen Thiere, sie flohen mit Blitzesschnelle im Kreise umher, um der Gefahr auszuweichen; vergebens, die Hunde waren hinterher, während der Hirsch ein herzzerreissendes Brüllen ertönen ließ, stieß der Esel sein bekanntes monotones Geschrei aus, und machte dabei die possierlichsten Sprünge, welche natürlich bei dem verehrungswürdigen Publikum einen maßlosen Jubel hervorriefen. Nachdem das Feuerwerk erloschen, die Hunde beseitiget wurden, zog man die Fallgitter auf, und Hirsch und Esel eilten jeder in sein Loch.

Die dritte Scene, welche zugleich die erste Abtheilung oder den ersten Akt schloß, führte den Titel: „Ein ungarischer Vollstier wird zum ersten Male verschiedene Sprünge und ein Solo tout machen!“

Wenn Hetzen, diese abgefeimte Thierquälerei, je

ein Intresse haben könnten, so wäre es dann, wenn die wilde ungezähmte Kraft und Behendigkeit eines starken Thieres den Kampf mit Gegnern aufnimmt, und ihn ohne fremde Dazwischenkunft zu Ende führt.

Die dritte Nummer der heutigen Hetze entsprach zum Theile diesen Anforderungen.

Auf das Zeichen des Hetzenmeisters wurde ein Fallgitter aufgezogen, und ein ungarischer Vollstier stürzte auf den Kampfplatz.

Es war ein herrliches Thier. Weiß mit schwarzen Flecken, kurze stämmige Hörner, ein kleiner dicker Hals, darauf ein Kopf, der zum Mauerbrecher geeignet gewesen wäre!

Das versammelte Publikum brach in ein freudiges „Ach!" aus, denn es sah einer intressanten Scene entgegen.

Der Stier, durch das Geräusch aufmerksam geworden, blieb in der Mitte des Cirkus stehen, stutzte und schaute zu den Logen und Gallerien auf, als ob er fragen wollte, was machen diese Wesen da?

Dieses fast bedeutungsvolle Anschauen des Thieres wirkte auf die Menge so drastisch, daß sie in ein helles Gelächter ausbrach.

Der Stier wurde über den Lärm stutzig, schlug

mit den Hinterbeinen verächtlich aus, und begann gelassen einen Ausgang zu suchen.

Man sah es diesem Thiere an, daß es heute zum ersten Male auf diesem Boden stand, dessen Bedeutung es gar noch nicht kannte und dessen Gefahren und Schmerzen es zuerst kennen lernen sollte.

Auf ein Zeichen des Hetzenmeisters, der sich wieder in seiner Sicherheitsloge befand, hoben sich jetzt zwei andere Gitter, und sechs Rüden, groß wie die Kälber, stürzten heraus. Kaum wurden sie ihren Feind gewahr, als sie sämmtlich an der Zahl instinktmäßig die Gefährlichkeit ihrer Lage erkennend, ihre Fangwuth mäßigten, und den Stier schnuppernd zu umkreisen begannen.

Der Hetzmeister munterte aus seiner Loge heraus die Bullenbeißer auf. Sie begannen den Stier anzuknurren, wiesen ihm die Zähne, und fingen endlich an ihn zu umspringen und anzubellen. Das gehetzte Thier zog sich immer mehr aus der Mitte zurück und wehrte mit seinen Hörnern die Meute ab, dabei vernahm man ein Grunsen, durch welches das Thier seinen Groll und seine Wildheit verrieth. Der Hetzmeister animirt die Rüden abermals, diese scheinen die Gefahr zu wittern, welche ihnen erwuchs, wenn es

ihrem Gegner gelang, sich mit dem Hintertheile an die Brüstung zu lehnen, und fielen über ihn her.

Der Stier neigt den Kopf, fährt auf die Meute los und mit Blitzesschnelle spießt er mit seinem Horn einen Hund durch und durch, so daß die Spitze bei der einen Weiche hinein und bei der andern herausfuhr. Das Thier heult auf und wird durch eine Kopfbewegung des Stieres an die Brüstung geschleudert, und verendet unter dem fürchterlichsten Jubel der Menge. Das Getöse macht den Gehetzten glauben, daß eine neue Gefahr im Anzuge sei, er stutzt, bleibt aber ruhig stehn, indem er seine übrigen Feinde sich heulend zurückziehen sieht.

Jetzt ertönt ein abermaliger Pfiff aus der Sicherheitsloge. Zwei frische Kämpfer werden auf den Tummelplatz gelassen. Zwei semmelfarbige Bullenbeißer, mit echten Tiegerköpfen, stürzen zähnefletschend auf den Stier, weichen wie der Blitz der Fronte aus, und fassen ihn mit einem Sprunge an der Seite. Das kräftige Thier schüttelt sich mit Ingrimm, und beide Hunde fallen wie eine überzeitige Frucht beim leisesten Luftzuge in den Sand.

Rasch bog sich der Kopf des Stiers, um nach dem Gegner den Todesstoß zu führen, aber schon waren die Hunde auf den Beinen, schon stürzten sie wie-

der auf ihn los, und da sein Kopf etwas gesenkt war, so packten sie ihn fast gleichzeitig bei den Ohren. Das Thier brüllte auf und begann zu schäumen. Jetzt fielen ihn auch die übrigen Hunde, die den Angriff kaum durch ein Bellen zu unterstützen wagten, über den schon halb Besiegten her. So wie echte Feiglinge wagten sie sich erst dann an den Feind, als dieser schon fast ohnmächtig war.

Die Meute verbiß an seinen Ohren, klammerte sich an seinen Lenden, hing sich sogar an das Fleisch seiner Lippen.

Der Stier stieß ein entsetzliches Gebrüll aus, er bäumte sich und hob vier Hunde hoch in die Luft, ohne daß es ihm gelang sie abzuschütteln. Jetzt, gleichsam den letzten Rest seiner Kraft sammelnd, stürzte er mit dem Kopfe gegen die Brüstung, ein fürchterlich Geheul entsteht und einer der Hunde fällt zerquetscht in den Sand. Um so gieriger packen die Andern.

Das erneuerte: Huß, Huß! des Hetzmeisters muntert sie auf.

Man hört Brüllen, Heulen, Stöhnen, Kreischen. Der Sandplan ist roth von Blut und weiß von Schaum. Ein Bullenbeißer läßt von der Seite ab, springt nach rückwärts, und faßt den Stier an dem

empfindlichsten Theile seines Leibes. Dieser stößt einen unbeschreiblichen Schmerzensschrei aus, und sinkt zusammen.

Das kaum vor einer Viertelstunde noch in seiner vollen Kraft dagestandene Thier wird entstellt, blutend entkräftet, zerfleischt mit unsäglichen Schmerzen ringend, abgeführt.

Trompeten und Pauken verkünden das Ende der Scene, und das Ende der ersten Abtheilung des Hetzschauspiels. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Unter den Zuschauern herrschte bald dieselbe Bewegung, wie in unsern Theatern, nach irgend einem der effektvollsten Aktschlüsse.

Der tapfere Widerstand des Stiers fand, wie sich unsere Kritiker ausdrücken würden, verdiente Anerkennung. Auch die Hunde zählten ihre Verehrer, denn wir dürfen es nicht unerwähnt lassen, wie es damals häufig vorkam, daß nicht nur die Hunde der Hetzmeister, sondern auch fremde Hunde, als Dilletanten und Gäste sich produciren konnten, weshalb auf den Hetz-Ankündigungszetteln auch immer die Anmerkung zu lesen war:

„Die Herrn Hetzliebhaber, die gute brauchbare „Fanghunde mit sich bringen, genießen freien Ein-

„tritt auf dem für die Hunde und ihre Mitfüh-
„rer angewiesenen Platz."

Von den Gallerien herab vernahm man den erst in nachmärzlichen Zeit verklungenen einförmigen Ruf: „Semmel, Bier, Würstl!" Das Volk ließ sich durch den blutigen Anblick und den übeln Geruch nicht irre machen und nahm Erfrischungen zu sich.

Nun wandte sich Sebaldus zu Hanns: „Wie gefällt Ihnen unsere Hatz?"

Der Neustädter schüttelte den Kopf und sagte trocken: „Wenn ich ein Fleischhauer wäre, würde mir die Geschicht recht gefallen!"

„Du lieber Herr Gott," antwortete der Krebsenzähler lächelnd, „ich begreife nicht, wie ein junger starker Mann so empfindlich sein kann. Da sehen Sie sich mal um, die vielen schönen Frauen in den Logen und auf den Gallerien, die schauen zu, als ob sie zwischen dem Vieh geboren wären."

Hanns folgte in der That der Aufforderung seines Miethsherrn, und ließ seinen Blick die Runde machen.

Da fiel sein Auge auf eine Loge, und blieb an dieser Stelle haften.

In der Loge saß eine Dame.

Ein volles rundes Gesicht. Das Auge dunkel,

das Haar schwarz, obwohl nur der obere Theil des Körpers sichtbar war, so konnte man doch wahrnehmen, daß die Gestalt der Dame nicht zu der Klasse der Pappeln gezählt werden konnte, sie war vielmehr etwas gedrungen, dagegen voll und üppig. In Bezug auf das Alter war sie bereits über jene Jahre hinaus, die man vorzüglich bei Frauen mit dem Beinamen jugendlich zu belegen pflegt, sie hatte also schon das zweite Dutzend hinter sich. Trotz aller dieser unidealen Eigenschaften, war die Dame doch reizend, reizender als manche andere, die in einzelnen Theilen vollkommener, im Ganzen aber nicht lieblicher, nicht herrlicher war.

Die Dame trug einen schwarzsammtenen Ueberwurf mit lichtem Zobel verbrämt, und auf dem Kopfe ein, nach französischem Schnitt gefertigtes und seitwärts befestigtes Hüttchen von zimmetfarbigem Stoffe mit schwarzem Aufputz, der zu damaliger Zeit aus Federn und Schleifen bestand.

Als das Auge, des Neustädters auf dieser Frau haften blieb, war es weniger Neugierde, als der Umstand, daß er wahrnahm, wie auch er von der Dame angesehen werde.

Er senkte sein Auge, blickte nach einigen Sekunden abermals hin, und sieh da, die Dame hatte ihn

wieder, oder vielmehr noch immer im Auge. Was mochte sie bewegen, ihn zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit zu machen?

Er kannte sie nicht, er erinnerte sich nicht ihr je im Leben begegnet zu sein.

Er wandte sich ab von ihr, beschloß, nicht mehr nach jener Loge zu blicken, und um ja nicht in Versuchung zu gerathen, dachte er an Theodosia, an jene Wundererscheinung, die für ihn ein Ideal geworden war, hinter dem jedes andere Weib im Schatten stehen mußte.

Welch' ein Unterschied! Theodosia und diese Dame! Frühling und Sommer! Blüthe und Frucht! Ahnung und Gewißheit! Zauber und Wirklichkeit, Himmel und Erde.

So oder etwas Aehnliches dachte der Neustädter, vergaß seinen früher gefaßten Vorsatz, und sah wieder nach der Loge.

Das Auge der Dame ruhte noch immer auf ihm.

Jetzt wurde er verlegen, Glühröthe färbte seine Wangen, er kehrte sich der andern Seite zu, und war herzlich froh, daß in diesem Augenblicke die zweite Abtheilung des Hetzschauspiels begann. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Peitschenknall verkündet den abermaligen Anfang.

Der Gegenstand dieser Scene ist ein Reh. Das wehrlose Thier wird nach einigen Augenblicken von den Hunden überwältigt, und nachdem diese mit Gewalt von ihrem Opfer losgerissen wurden, faßte der Hetzmeister das Reh, und stach es vor den Augen des verehrungswürdigen Publikums nieder.

Dieser Scene folgte eine andere unter dem Titel: „Die Raubwölfe werden auf eine lächerliche Art ihren Raub nehmen."

Ein Schwein wurde auf den Kampfplatz gelassen.

Das Borstenthier lief unruhig über den Sand und suchte einen Ausgang. Sein Instinkt ließ es das unheimliche seiner Lage ahnen. Als es keinen Ausweg fand, lief es gegen den in der Mitte des Cirkus aufgepflanzten Steigbaum, und begann an seinem Fuße mit dem Rüssel zu wühlen, als ob es sich unter die Erde verkriechen wollte, um dem bevorstehenden Kampfe auszuweichen. Dieses Thier war nämlich schon einmal gehetzt worden, und hatte bei der Affaire seine beiden Ohren eingebüßt; es fürchtete

also wieder Aehnliches, daher seine Unruhe, seine Eile; aber es irrte, dießmahl sollte noch Aergeres kommen.

Auf ein Zeichen des Hetzmeisters öffneten sich zwei Fallgitter, und zwei Wölfe stürzten heraus.

Ein Blick, und sie hatten ihr Opfer erkannt. Mit glühenden Augen. von Hunger und Blutgier lechzend, sprangen sie zu gleicher Zeit auf das Schwein, welches, noch bevor die Zähne der Raubthiere in seinem Fleische eingehackt sein konnten, ein kreischendes Geschrei ausstieß.

Die ausgehungerten Wölfe schienen über diesen Angstruf noch wüthender geworden, der eine begann am Halse zu fressen, während ihm der andere den Bauch aufbiß, mit der Schnautze im Leibe herumwühlte, und die rauchenden Eingeweide verschluckte.

Das Schwein wurde also lebendig vor den Augen des verehrungswürdigen Publikums aufgefressen.

Das war nach der Angabe des Hetzzettels „die lächerliche Art“ wie die Raubwölfe ihren Raub nahmen!!

Hanns Steiger erhob sich.

Eckel und Abscheu erfaßten ihn, er vermochte nicht länger an diesem Orte der Barbarei zu verweilen.

In dem Augenblicke, als er bei dem Ausgange der Gallerien anlangte, warf er noch einen Blick auf die mehrerwähnte Loge, er bemerkte, daß auch die Dame dieselbe veeließ.

Sebaldus, der um keinen Preis der Welt seinen Platz vor gänzlicher Beendigung des Spektakels verlassen hätte, bat den abgehenden Neustädter am Ausgange seiner zu harren.

Hanns eilte also hinab. — Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Dame.

„Hat sie vielleicht meinetwegen die Hetze verlassen?" sprach er bei sich, „kennt sie mich, und was mag sie nur haben, daß sie mich ohne Unterlaß ansah?"

Er hatte diese Fragen kaum an sich gestellt, als die Dame in dem schwarzsammtenen Ueberwurf an ihm vorüberstreifte, und ihn dabei ernst aber mit so prüfendem Blicke ansah, daß der junge Mann abermals verlegen wurde.

Er hatte jedoch den Muth ihr nachzuschauen.

Sie ging nur wenige Schritte, so kam schon eine Equipage daher, ein Diener in reicher Livrée riß den Kutschenschlag auf, die Dame stieg in den Wagen, winkte den Diener zu sich, und lispelte ihm einige Worte zu, indem sie auf Hanns deutete.

Nachdem dieß geschehen war, fuhr die Kalesche fort, der Diener blieb zurück.

Er näherte sich Hanns und grüßte ihn höflich.

„Guten Tag!“ erwiederte der Neustädter, einiges Phlegma zur Schau tragend.

„Ich habe,“ begann der Andere ehrerbiethig, „den Auftrag, Euer Gnaden um Ihren Namen zu bitten.“

Hanns sah ihn mit großen Augen an und versetzte: „Ich bin kein gnädiger Herr, sondern der Sohn ehrlicher und vermöglicher Bürgersleute aus Wiener-Neustadt. Ich heiße Johann Steiger.“

„Darf ich Euer Gnaden auch um Ihre Adresse bitten?“

„Meine Adresse? Wer wünscht sie zu wissen?“

„Meine gnädige Gebieterin, die Sie eben gesehen haben.“

„Und wer ist diese Dame?“

„Wenn Sie mir Ihre Adresse geben, so bin ich beauftragt, Ihnen auch den Namen der Dame zu nennen.“

Hanns war nicht ohne Neugierde. Das Abentheuer fing an ihn zu intressiren.

Er gab also dem Diener seine Wohnung an. Hierauf verneigte sich dieser ehrerbiethig und sagte: „Gnädiger Herr, ich danke höflichst, und bitte mir

für die Zukunft, Ihr gnädiges Wohlwollen zuzuwenden, und bei der gnädigen Comtesse —"

Hanns unterbrach ihn und rief: „Ich bitte Sie, was sprechen Sie denn da? ich kenne ja die Dame gar nicht."

„Euer Gnaden werden sie schon kennen lernen."

„Und wer ist Ihre Gebietherin?"

„Es ist die Frau Gräfin Leontine von Ostberg."

Hanns machte eine Schulterbewegung, die seine Unbekanntschaft mit dem Namen ausdrücken sollte, und da das Hatzspiel eben zu Ende war, und die Menge aus dem Cirkus zu wogen begann, so eilte er zu dem Haupt-Eingang, um dort auf seinen Miethsherrn zu warten. —

7.

Wir betreten das erzbischöfliche Palais in Wien.

In einem der innern Gemächer, welche die Wohnung des Kirchenfürsten bilden, machen wir Halt.

Der Abend ist schon weit vorgerückt, die Ruhe ist aber in den weitläufigen Räumen dieses großartigen Gebäudes noch nicht eingekehrt, denn zeitweilig hört man in den steingepflasterten Gängen Tritte wiederhallen, und Thüren auf- und zugehen. Außerdem sind mehrere Fenster erleuchtet.

Das Gemach, in welches wir treten, ist durch eine große Stehlampe erhellt, deren Flamme in einer großen Kugel von milchweißem Glas steckt. Das Licht wird auf diese Weise sehr gemildert.

Eine angenehme Wärme durchfluthet das Gemach.

Die erwähnte Lampe steht auf einem Tisch, dessen Marmorplatte in diesem Augenblicke mit einem kostbaren Teppiche überdeckt ist. An dem Tisch steht ein riesiger Armstuhl, in welchem ein Mann sitzt.

Vor ihm liegen Briefe und Scripturen. Er liest, macht Anmerkungen, Auszüge, und bedient sich dabei eines Schreibzeuges von reinem Meißner Porzellain, vergoldet, und in chinesischer Manier bemalt. Der Mann, den wir fanden, ist ein Greis von nicht ganz siebenzig Lebensjahren. Mit Ausnahme des kahlen Kopfes, dessen Scheitel er aber in diesem Augenblicke mit einem karmoisinrothen Sammtkäppchen bedeckt hat, würde man seinem äußeren Wesen kaum das ausgesprochene Alter abmerken. Er ist von mittlerer Größe, starkem Körperbau, und von einer für sein Alter noch beneidenswerthen Rüstigkeit. Das Gesicht dieses Mannes mußte einst schön gewesen sein. Eine römische Nase, wunderhübsch geformte Lippen, ein kleiner Mund, ein ebenmäßiges etwas zertheiltes Kinn, und dazu ein offener herzlicher Blick, das waren Eigenschaften, die selbst der Zahn der Zeit nicht zu verunzieren vermochte.

Die Haltung dieses Mannes war eine ruhige, stolze, jede seiner Bewegungen zeigte, daß er von seiner Würde und seiner Stellung durchdrungen war; wer ihn aber nicht kannte und an dem Tische da arbeiten sah, der hätte kaum geglaubt, daß die Triebfeder dieser Brust der Ehrgeiz sei, und daß er zu einer Rolle fähig sei, wie er sie in den letzten Jahren

in Oesterreich zu spielen für zweckmässig befunden hatte.

Dieser Mann war Christof von Migazzi, Kardinal-Erzbischof von Wien.

Welch ein Leben voll Ehren und Belohnungen lag hinter diesem Manne! Sein irdisches Wollen war eine Leiter, deren jede Stufe ihn höher zu immer größerem Einfluß und Würde empor trug. Im Jahre 1714 geboren, wurde er in seinem ein und dreißigsten Lebensjahre bei der Krönung Kaiser Franz I. zu Frankfurt zum Auditor rotae, im folgenden Jahre zum kaiserlichen Minister in Rom und 1751 zum Erzbischof von Carthago und Coadjutor des Erzstiftes Mecheln ernannt. Ein Jahr später sah ihn Madrid als österreichischen Gesandten, bis er im Februar 1756 zurückberufen wurde, um 13 Monate später Erzbischof von Wien zu werden. Er verzichtete auf das ihm bei seiner Rückkunft verliehene Waitzner Bisthum, erhielt es jedoch im Jahre 1761 von Neuem, und wurde zu gleicher Zeit zum Cardinal ernannt. Bei der Wahl des Kardinals Braschi, Pius VI. zum Pabst, war Migazzi in Rom, und vertrat die Hofparthei mit Glück und Umsicht.

So stieg er durch die Güte der Kaiserin rasch von Würde zu Würde, ja im Jahre 1765 eröffnete

sich ihm sogar die Aussicht, die reichsten Pfründen in den ganzen österreichischen Kaiserstaaten — das Primat von Ungarn zu erhalten. Da aber der Hof das Recht hat, bei jedesmaliger Erledigung diese Stelle durch drei Jahre unbesetzt zu lassen, und die Einkünfte in dieser Zeit selbst zu beziehen, so wartete er ruhig diese Zeit ab.

In allen seinen Handlungen bis zu diesem Zeitpunkt manifestirte sich der Mann von Geist, der die Interessen des kaiserlichen Hofes mit eben soviel Fleiß als Geschicklichkeit vertrat. Er zählte zu den Männern, welche das Herandämmern einer neuen Zeit zu ahnen begannen, und keine Miene machten, ihr feindlich entgegen zu arbeiten. Seinem Streben verdankte Oesterreich das bessere „kanonische Recht" und die Aufklärung in der Theologie; denn er war es, der die Fähigen zur Aufklärung aufmunterte, durch seine Vermittlung und sein Einwirken wurden Priesterhäuser errichtet, in denen man mit Energie dahin wirkte, das theologische Studium von allem Isydorischen Wuste zu reinigen. Alle Theologen in Oesterreich, welche der Orthodoxie den Rücken kehrten, wagten dies nur, weil Migazzi sie dazu aufmunterte. Ja, selbst die bei den Protestanten gebilligten Jesuitenstudien fanden an ihm einen mächtigen Reformator, und wenn auch kein Geg-

ner, so war er doch auch nie ein blinder Anhänger der Jesuiten.

In diesem Sinne vertrat er bis zum Jahre 1776 die Kirche in Wien und den österreichischen Hof in Rom, in diesem Sinne wirkte er mit Einsicht und Eifer dahin, daß die Majestätsrechte der Krone, trotz des oft sichtbaren Unbehagens des römischen Hofes, nicht angetastet oder gar verkümmert wurden.

Am 1. Jänner 1776 wurde die Primasstelle in Ungarn besetzt.

Battiany wurde Primas von Ungarn!

Migazzi, der die Aussicht hatte, Kardinal und Erzbischof von Wien, Bischof von Waitzen und Primas von Ungarn zugleich zu werden, sah sich gegen sein Erwarten übergangen, er sah sich zurückgesetzt.

Zu diesem gekränkten Ehrgeiz gesellte sich auch noch der Neid.

Der würdige Kardinal Hrczan sollte die Stelle eines kaiserlichen Ministers in Rom mit 30000 Gulden jährlicher Einkünfte erhalten, 45000 Gulden wurden für ihn wegen seiner Kardinalswürde nach Rom abgesandt, er wurde vom Hofe aus mit so viel Auszeichnung und Vorliebe behandelt, daß Migazzi sich in ihm einen mächtigen Rivalen heranbilden sah.

Der Kardinal-Erzbischof in Wien glaubte sich

also gekränkt, verletzt, bei Seite geschoben; er war so klug nicht laut über Undank zu klagen, aber die Ueberzeugung davon wurzelte sich immer mehr in seiner Brust, und von diesem Augenblicke an trat jener wichtige Wendepunkt in den Grundsätzen und in der Handlungsweise des Kardinals ein, welcher in unserm Vaterlande später von so großem, für die Sache der Aufklärung und der Menschenrechte von so unheilvollem Einfluße war.

Von diesem Augenblicke an konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, wie Migazzi immer weiter und weiter von seinen ehemaligen Grundsätzen, von seiner frühern Richtung abwich. Im Kabinette der Monarchie trat er Kaunitz und Lacy gegenüber auf, nahm die Jesuiten, wenn auch vergeblich, unter seinen Schutz; außer demselben fing er an, den freimüthigen Männern, welche er so zu sagen selbst gebildet hatte, sein Vertrauen und seine Unterstützung zu entziehen, ja, später wurden sie sogar von ihm verfolgt.

Als nun Kaiser Josef den Thron bestieg, und auf seinen Wink ein neues Oesterreich entstand, zu dem er leider nicht augenblicklich auch neue Menschen zu schaffen vermochte, als die Reformen ihren Anfang nahmen, da war es ganz natürlich, daß Migazzi un-

ter dem Banner des Ultramontanismus ein stehender Gegner des Kaisers wurde, daß er ihm auf allen Wegen entgegentrat und den Kampf mit dem Monarchen, mit der verkörperten Reform aufnahm.

In diesem Manne nun, der in Mitten des österreichischen Staates als österreichischer Unterthan nur römische Interessen vertrat, sehen wir den gefährlichsten Gegner des Kaisers. Von seiner Hand aus lief das Gewebe nach allen Richtungen der Provinzen des weitläufigen Reiches, jenes Gewebe, welches dazu dienen sollte, die Werke eines Herrschers, den Gottes Gnade auf den Thron der Habsburger gesetzt hatte, und der zum Todschrecken des Adels und der Hierarchie auch den niedrig Gebornen zu schätzen und zu ehren wußte, zu vernichten, oder gar schon im Keime zu ersticken.

Wir haben den Kardinal-Erzbischof in voller Beschäftigung gefunden.

Im Mitten der Arbeit sich selbst unterbrechend, wirft er einen Blick auf die Pendeluhr, in demselben Augenblicke erdröhnt vom St. Stephansthurm der zehnte Glockenschlag.

Der Kirchenhirt ergreift ein silbernes Glöckchen. Der Kammerdiener tritt ein.

„Ist Damberger da?“

„Ja, Euer Eminenz.“

„Er möge kommen.“

Der Mann, welcher nun eintrat und Damberger hieß, war der Sekretär Migazzi's.

„Ist der Kourier aus Rom angelangt?“

„Noch nicht, Euer Eminenz.“

„Waren Sie beim Grafen Garampi?“

„Wie Euer Eminenz befohlen haben.“

„Nun, welcher Meinung sind der Herr Nuntius in Betreff des verspäteten Eintreffens?“

„Seine Excellenz, der Herr Bischof, befindet sich ebenfalls in großer Besorgniß; doch sind die Wege in dieser Jahreszeit gewöhnlich schlecht, und der Kourier dürfte wahrscheinlich morgen eintreffen.“

„Sie haben doch die nöthige Vorsicht nicht außer Acht gelassen?“

„Wie gewöhnlich, Euer Eminenz.“

„Diese Vorsicht wird jetzt um so unerläßlicher sein, da die engen Beziehungen zwischen mir und der römischen Gesandschaft ein Geheimniß bleiben müssen, oder mindestens kein Beweis für dieselben vorliegen darf.“

„Ich werde beflissen sein, das Geheimniß soviel als möglich zu verschleiern.“

Der Kirchenfürst nahm wieder einen Papierbogen

zur Hand, und indem er diesen ansah und durch früher gemachte Vormerkungen seinem Gedächtnisse zu Hülfe kam, sprach er: „Sie werden heute Nacht mehrere Briefe beantworten und sie mir Morgen zur Unterschrift vorlegen. Hier sind die eingegangenen Schreiben. Empfehlen Sie unsern Agenten in Prag, Preßburg, Pest, namentlich aber jenen in den Niederlanden die größte Thätigkeit. Ausdauer und Fleiß führen zum Ziele. Es gibt keine Eiche, deren Wurzel durch Ameisen nicht unterwühlt werden könnte. Der Lohn bleibt nicht aus. Sie sind entlassen. Doch halt, wenn Pater Matt im Vorzimmer ist, er möge eintreten."

Damberger entfernte sich.

Kurz nach ihm trat unter Bücklingen und Kratzfüssen ein Mann ein.

Er näherte sich gekrümmten Rückens dem Kirchenfürsten. Dieser reichte ihm gnädig die Hand, und der Eingetretene drückte einen weihevollen Kuß auf den kostbaren Pastoralring, welcher die Hand des Prälaten schmückte.

Der Mann robust mit rothen vollen Wangen, fetten feinen Händen, trug einen schwarzen Rock, ein kurzes Beinkleid von schwarzem Seidenstoff, unter dem Knie mit Schnallen befestigt, schwarzseidene Strümpfe,

Schuhe mit silbernen Schnallen, eine schwarze Weste, ein weißes enggebundenes Halstuch, und eine mächtige Perücke.

Nach dem gewöhnlichen Gruße deutete der Prälat auf einen leeren Stuhl, welchen der Gast auch sogleich einnahm.

„Nun Matt," begann der Erzbischof, „was bringt Er Wichtiges?"

„Euer Eminenz, ich bin überzeugt, daß Sie die Wichtigkeiten nicht erst von meiner Wenigkeit zu erfahren brauchen."

„Meint Er?" entgegnete der Kardinal stolz mit spöttisch verzogenen Lippen.

Der Andere, obwohl er seinen Kopf wie von einer unsichtbaren Last niedergedrückt, gegen den Boden hängen ließ, hatte doch sein Auge so nach aufwärts gekehrt, daß er die höhnische Miene des Kirchenfürsten bemerken konnte, und entgegnete daher: „Oh, Euer Eminenz Verbindungen bei Hofe sind stadtbekannt."

Migazzi fühlte den Stich. Seine Quellen, aus denen er gewöhnlich schöpfte, waren wirklich so gut gekannt, daß man sich von Seite des Hofes ihrer oft bediente, wenn man etwas an den Mann, d. h. an den Erzbischof bringen wollte.

„Herr Matt," erwiederte der Prälat mit düsterem Blick, „ich liebe solche Bemerkungen nicht, am allerwenigsten aber von Männern, die mir zu Dank verpflichtet sind, besonders aber von Ihm nicht. Er hat mich wohl verstanden?"

Der Angeredete, ohne seine Kopfhaltung zu ändern, lächelte in den Schooß hinein.

Dieses Lächeln konnte Migazzi nicht bemerken, aber er fühlte es.

„Ich verstehe Euer Eminenz immer," antwortete Herr Matt, „aber es gibt Tage, an denen es Euer Eminenz nicht beliebt, mich zu verstehen."

Der Kardinal lenkte ein.

„Meine Stellung," entgegnete er, „so wie die jammervolle Zeit, die über uns hereingebrochen, zwingen uns bedächtigen Schrittes dem Gegner entgegen zu treten. Unser Feind stürmt vorwärts, stürmen wir ihm in demselben Maße entgegen, so prallen wir an einander, es ist möglich, daß wir siegen, es ist aber auch möglich, daß wir entscheidend geschlagen werden, was dann? Lassen wir ihn also heranstürmen, und vertheidigen im Rückzuge jeden Schritt Bodens, beunruhigen wir ihn in den Flanken, liefern wir Scharmützeln ohne eine Schlacht zu wagen, er wird ermüden, wird seine Mittel und seine Kräfte aufzehren,

während wir wenig verloren und Zeit gewonnen haben, und Er weiß es wohl, mein Bester, Zeit gewonnen, Alles gewonnen."

„Ihr Kriegsplan, Eminenz, ist mir lange bekannt, ich billige den Zweck, aber nicht die Mittel, denn sie führen zu langsam zum Ziele. Ich kenne andere Mittel" —

„Er darf nicht vergessen," unterbrach ihn Migazzi streng, „daß man in einer Zeit, wo durch die Schandpresse die Oeffentlichkeit florirt, die Mittel wohl erwägen muß, denn sie werden nicht mehr durch den Zweck geheiliget. Dieser wird in den Staub gezerrt, und das Mittel wird profanirt. In unserer Situation wäre es lächerlich, den Löwen zu spielen, wo wir vorläufig mit der Rolle des Fuchsen ausreichen. Doch jetzt zu etwas Anderem. Was hat Ihn hieher geführt?" —

„Die Ankunft einer Person." —

„Von politischer Bedeutung?"

„Ja und nein!"

„Wer ist diese Person?"

„Es ist der Marquis Saint Germain."

„Wie? Saint Germain ist hier," antwortete der Kardinal mit Intresse, „der Mann hat anderwärts viel von sich reden gemacht."

„Es wird in Wien derselbe Fall sein.“

„Sag' Er mir, Matt, was hält Er von dem Marquis?“

„Euer Eminenz, wie sollt ich es wagen, dort ein Urtheil zu fällen und es auszusprechen, wo die klügsten Männer geschwiegen haben.“

„Er hält also Saint Germein für einen Wundermann, für einen Zauberer?“

„Das sagte ich nicht, Euer Eminenz.“

„So hält Er ihn für einen Charletar, für einen Betrüger?“

„Auch das sage ich nicht, Eminenz.“

„Er wagt also kein Urtheil.“

„Ich will Jedem das seine überlassen. Eins jedoch erlaube ich mir zu bemerken.“

„Und dieses Eine ist?“

„Daß das Erscheinen dieses Mannes im jetzigen Augenblicke kein Zufälliges ist.“

„Er meint also?“

„Daß Saint Germain Gründe haben muß, jetzt in Wien sichtbar zu werden.“

Migazze versank in Nachdenken, dann versetzte er: „Matt, Er mag Recht haben; aber was kann ihn hieher führen, was kann er hier wollen? Ist er vielleicht ein Werkzeug der Regierung?“

Der Andere machte eine gewisse Schulterbewegung, die eben so viel sagen sollte, als: Wer kann das wissen?

„Zu welchem Zwecke könnte man ihn benützen?“ fuhr der Kardinal im Nachdenken fort, „der Mann ist entweder ein Gaukler, oder er hat wirklich geheime Kräfte der Natur gefunden, durch die er Wunder wirkt, will man also vielleicht durch ihn den Glauben des Volkes an die heiligen Traditionen erschüttern? Will man den Pöbel auf diese Weise aufklären? Was meint Er, Matt? So sprech' Er doch, Er ist heute sehr wortkarg.“

Des Erzbischofs hatte sich eine lebhafte Unruhe bemächtiget.

„Eminenz,“ erwiederte der Andere, indem er den Kopf erhob, „was Sie da auszusprechen beliebten, war auch meine Vermuthung, und ich habe, was in meinen schwachen Händen liegt, schon entgegengewirkt. Ich liebe es, mich verkappt unters Volk zu mischen, und dort meine Meinungen zu verbreiten, eine mündliche Propaganda ist wirksamer, denn der gemeine Mann schenkt demjenigen den meisten Glauben, den er für Seinesgleichen hält. Heute Abends war ich auf dem Spittelberg in einem Gasthause und habe in diesem Sinne gewirkt, allein man kann sich nicht

überall hinwagen, man muß daher den muthmaßlichen Plänen Saint Germains durch die Presse entgegenwirken."

„Der Gedanke verdient Beachtung."

„Und zwar wird es gut sein, einen jener Tagschreiber, dessen Talent einigermassen bekannt ist, für die Sache zu gewinnen."

„Ich billige den Plan und überlasse Ihm die Ausführung. Es bleibt jedoch für uns nur zu wünschen übrig, daß wir auch von dem Thun und Lassen des Marquis Nachricht haben."

„Auch in dieser Beziehung habe ich meine Maßregeln getroffen. Der Cavalier wird, so wie überall, so auch hier, in den sogenannten höhern Kreisen erscheinen. Ich werde die Gräfin Ostberg ins Mitleid ziehen lassen." —

„Die reizende Leontine?"

„An dieselbe Eminenz, und sie ersuchen, wo möglich den Cavalier an sich zu ziehen und zu fesseln."

„Die Gräfin ist eine Syrene," bemerkte Migazzi.

„Ja," lächelte Herr Matt, „sie hat die Kunst zu gefallen in Paris studiert, und übt sie hier in Wien auf die unbarmherzigste Weise. Ihr entgeht kein Männerherz, vorausgesetzt, daß sie will; so viel ich aber gehört habe, ist Saint Germain eine zu in-

treſſante Perſönlichkeit, als daß Leontine von Oſtberg nicht wollen ſollte.“

„Nur klug angelegt,“ antwortete lächelnd der Kardinal, „ich hoffe den beſten Erfolg.“

Herr Matt ſah den Kirchenfürſten mit einem verſchmitzten Blick an, und ſagte: „Ich arbeite ſchon lange in dieſem Weingarten, und kenne den Boden. Darf ich nun eine Frage wagen, Eminenz?“

„Ich geſtatte es.“

„Iſt die Antwort aus Rom ſchon angelangt?“

„Wie?“ fragte Migazzi aufs Höchſte betroffen. „Er weiß —“

„Eminenz,“ erwiederte der Andere mit einer Demuth, die faſt an Ironie gränzte, „ich wage Alles zu wiſſen. Ich bin unſchuldig daran, wenn ich Vieles erfahre. Man bringt mir die Geheimniſſe auf meine Stube. Wollen Euer Eminenz die Gnade haben, dieſe Zeilen zu leſen.“

Er überreichte dem Kardinal einen Brief.

„Ah,“ rief Migazzi, nachdem er die Adreſſe angeſehen, ein Brief aus Rom.

„Ja,“ verſetzte Matt trocken, „aus Rom.“

Der Prälat las.

„Wär's möglich,“ fuhr der Kardinal in ſeiner immer wachſenden Betroffenheit fort, dieſe Zeilen mel-

den schon die Antwort, die ich und der Nuntius noch erwarten?"

„Ja," erwiederte Matt, wo möglich noch trockener als früher, „diese Zeilen enthalten die Antwort."

Der Kardinal schüttelte ungläubig und zugleich bedenklich den Kopf.

„Eminenz," fuhr der Andere fort, indem er einen flehenden Ton affectirte, „Sie belieben doch nicht ungehalten zu sein, daß mein Kourier um ganze zwölf Stunden früher eintraf; denn Morgen früh, gegen die sechsste Stunde, dürfte auch der päpstliche eintreffen."

„Mein Plan ist also angenommen!" sagte der Kardinal.

„Angenommen!" antwortete Matt.

„Dieser Zug dürfte dem Spiel eine andere Wendung geben."

„Wir wollen es hoffen."

„Es war jedenfalls ein geschickter Zug."

„Ein Schach dem König. Euer Eminenz haben Ursache mit sich selbst zufrieden zu sein."

Der Kardinal warf sich stolz in die Brust und entgegnete: „Ich bin es auch. Wir haben jetzt November. Die Anzeige von Rom aus muß im näch-

sten Monat eintreffen. Welche Wirkung wird sie wohl auf den Kaiser und seine Umgebung hervorbringen?" —

Herr Matt unterließ es auf diese Frage, die der Erzbischof gleichsam an sich selbst gestellt hatte, zu antworten, und da der Erzbischof sich eben von seinem Sitze erhob, so that er ein Gleiches.

„Geh' Er mit Gott!" nahm jetzt Migazzi das Wort, und indem er dem Gaste wieder die Hand zum Kuße reichte, sagte er: „Der Herr segne Seine Schritte, damit er auch ferner für die Kirche wirke!"

Er machte das Zeichen des Kreuzes, und der Andere verließ demüthig die Stube und den Pallast.

Auf der Strasse angelangt, murmelte er vor sich hin: „Ich habe ihn gedemüthigt, indem ich ihm bewies, daß er kein Geheimniß vor mir haben kann. Stolzer Fürst, den verletzte Eitelkeit und unbefriedigter Ehrgeitz in unser Netz gebracht, du wähnst in mir ein Werkzeug, zu besitzen und bist es selbst — in meinen Händen. Ich benütze dich, aber ich traue dir nicht, denn wer den betretenen Weg einmal verläßt, ist im Stande, es auch zum zweiten Mal zu thun. Was du thust, geschieht um die Leidenschaften, die dich stacheln, zu befriedigen; was aber ich thue, geschieht zur größern Ehre Gottes!"

Er verschwand im Dunkel der Nacht. — —

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Das Gasthaus auf dem Spittelberg, oder im Kroatendörfel, wie man diesen Vorstadttheil auch zu nennen pflegte, in welchem sich jene Scene mit dem blinden Martin ereignet hatte, war zum Mohren beschildet, und der Gastgeber daselbst, Herr Peter Brandig, benamset.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Blinde, nachdem Einer von zwei anwesend gewesenen Italienern mit dem Wirthe leise gesprochen hatte, in das obere Geschoß des Hauses gebracht worden war.

Als Martin am andern Tage gefaßt, und bei vollem Bewußtsein erwachte, war sein erster Ruf „Toni!"

Ein Knabe, ungefähr zwölf Jahre alt, sprang herbei, und sagte: „Hier bin ich Großvater!"

„Gott sei Dank!" entgegnete der Blinde, indem er nach dem Kinde tappte, es an sich zog und herzlich küßte, „Gott sei Dank, ich fürchtete schon allein zu sein."

„Ich bin immer bei Euch gewesen, Großvater. Ich befand mich wie Ihr wißt auch in der Gaststube an Eurer Seite."

„Wie kam es, daß der Wirth uns hieher brachte?"

„Ein Gast sprach mit ihm, und schien sich unserer angenommen zu haben."

„Wo befinden wir uns?"

„In einem Hinterstübchen des oberen Geschoßes."

Der Greise überließ sich seinen Gedanken, der Vorfall in der Gaststube strich an seiner Seele vorüber, und je länger er nachsann, desto lebhafter gestalteten sich die Momente, desto richtiger glaubte er alles zu erkennen.

„Ja, ja," sagte er bei sich, „er war es, er und kein Anderer; seine Stimme, seine Hand, seine Weise zu sprechen, Alles bestätigt mich in meiner Vermuthung, daß er es war. Nach so langer Zeit begegne ich ihm wieder und er entschlüpft mir abermals. Oh, wann, wann werde ich ihn wieder treffen?"

Der Knabe unterbrach den Greisen in seinem Nachdenken.

„Ihr sprecht mit Euch selbst, Großvater," sagte er, „Ihr seid so bewegt." —

„Bleibe du nur ruhig, Toni, und sei außer Furcht," antwortete der Blinde, „diese Bewegung schadet mir nicht, so wenig der Blitz der Wolke schadet, aus welcher er fährt. Doch jetzt geh hinab und sage dem Wirth, ich ließe ihn bitten, mir einige Minuten zu schenken."

Der Knabe verließ die Stube, und kehrte nach einer Weile mit dem Begehrten zurück.

„Guten Morgen, Herr Martin!“ sagte der Gastgeber.

„Guten Morgen, Herr Wirth!“

„Wie habt Ihr zum ersten Male in meinem Hause geschlafen?“

„Ich danke Euch für die Güte mich beherbergt zu haben, und wünschte nur zu wissen“ —

„Aha,“ lachte Brandig, „Ihr seid neugierig, thut mir leid.“

„Was thut Euch leid?“

„Daß ich Eure Neugierde nicht befriedigen kann.“

„Wie? Ihr werdet mir doch mittheilen“ —

„Was ich weiß, recht gern; aber dieses ist so wenig, daß es Euch kaum befriedigen wird.“

„So laßt hören, was Ihr wißt?“

„Ein fremder Gast trug mir auf, Euch zu beherbergen, und zahlt für Euch, das ist Alles.“

„Wer ist der Gast!“

„Ich sagte Euch schon, daß er mir fremd sei.“ —

„Er hat also für mein Nachtlager“ —

„Ei was, Nachtlager! Er zahlt auf Monate hin Kost, Wohnung und Alles, was Ihr benöthiget,

und dabei hat er mir aufgetragen, Euch zu hüten, damit Euch kein Leides wiederfahre."

„Aber wer ist der Mann?"

„Habt Ihr vielleicht Verwandte?"

Der Greis dachte nach, und sagte dann: „Meine Verwandten sind todt."

„Euer Wohlthäter hat mir die größte Verschwiegenheit empfohlen, und die will ich auch beobachten. Ihr aber laßt es Euch in meinem Hause wohlbehagen, es soll Euch nichts abgehen; fordert, was Ihr benöthigt, und es wird Euch gebothen werden. Jetzt Gott befohlen, ich muß an das Tagesgeschäft."

Er verließ die Stube.

Am zweiten Tage später, ebenfalls am Vormittag, wurde Herr Brandig durch einen Besuch überrascht.

Ein Miethwagen hielt vor der Thüre.

Aus demselben stieg ein sehr nobelgekleideter Herr, von etwas starkem Körperbaue. Sein gefärbtes Gesicht lächelte, seine buschigen Augenbraunen wurden von einer mächtigen Perücke beschattet; an den fetten Fingern seiner Hand glänzten eine Menge kostbarer Ringe. Der Angekommene trat freundlich grüßend in die Stube, und fragte nach dem Herrn Gastwirth.

Herr Brandig stellte sich ihm vor.

„Sie sind also der Herr Peter Brandig?“

„Ja, mein Herr, was wünschen Sie von mir?“

„Ich habe mit Ihnen einige Worte im Vertrauen zu sprechen.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Sie müssen wissen, ich gehöre einer Gesellschaft an, deren Zweck es ist, arme Bürger zu unterstützen.“

„Das ist sehr löblich.“

„Löblich aber mühevoll; denn diejenigen aufzusuchen, die wirklich arm sind, und eine Unterstützung verdienen, ist mit Beschwerden verbunden.“

„Um so dankeswerther das Unternehmen.“

„Ach, sprechen Sie nicht von Dank; Dankbarkeit ist ein weißer Rabe. Doch, um wieder auf die Ursache meines Hierseins zu kommen. In dieser Vorstadt soll ein armer Blinder wohnen.“

Brandig stutzte.

„Wenn ich nicht irre, so heißt er Martin.“

Brandig stutzte noch mehr.

Der Andere beobachtete ihn aufmerksam, und sagte dann mit dem unbefangensten Tone der Welt: „Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Ob ich ihn kenne? O ja, ich kenne ihn!“ antwortete der Gastwirth laut, dabei dachte er aber: „Ich muß auf der Hut sein, da steckt etwas dahinter.“

„Sie kennen ihn also, den armen Mann," sagte der Herr von Mitleid durchdrungen. „Sie werden also auch seine Wohnung wissen?"

Er heftete bei diesen Worten einen schlau forschenden Blick auf den Gastwirth. Dieser bemerkte ihn jedoch, und dachte bei sich: „Warte nur, ich bin kein heuriger Haase, den man so leicht herumkriegen kann!" Darauf sagte er laut: „Freilich kenne ich seine Wohnung, er wohnt Nro. 95 in der zweiten Gasse rechts im Erdgeschosse."

Wir müssen bemerken, daß sich der Blinde wirklich in jenem Hause aufhielt. Herr Brandig spielte aber den Pfiffigen, denn da er um keinen Preis den jetzigen Aufenthalt des Greisen verrathen wollte, so konnte der Fremde in jenem Hause nach Belieben suchen, ohne ihn zu finden. Im Falle er sich dort auch erkundigen würde, dachte Brandig, so wußte ihm Niemand Auskunft zu ertheilen.

Brandig glaubte also, den verdächtigen Herrn auf diese Weise abgefertiget zu haben.

Aber er irrte sich gewaltig, der noble Herr war auch kein heuriger Haase, denn ohne sich einen Augenblick lang zu besinnen, erwiederte er: „Ganz wohl, dort wohnt er, aber er ist nicht zu Hause."

„So?“ sagte der gute Brandig mit einem langen Gesichte, „er ist also nicht zu Hause?“

„Er ist nicht nur jetzt nicht zu Hause, sondern war es schon seit zwei Tagen nicht.“

„So,“ sagte der Gastwirth mit einem noch längeren Gesichte.

„Ja, was noch mehr ist,“ fuhr der Fremde fort, „man will wissen, daß er vorgestern Abends im Gasthause beim Mohren gewesen sei.“ —

„Beim Mohren? das ist ja mein Gasthaus.“

„Ihr Gasthaus? So? Das hab ich gar nicht gewußt. Er soll also hier gewesen, und seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen sein.“

Brandig machte wo möglich ein noch längeres Gesicht.

„Was sagen sie dazu?“ fragte der noble Herr.

Brandig faßte sich.

„Was soll ich sagen,“ erwiederte er dem Anscheine nach gleichmüthig, „Gäste kommen und gehen, wenn man auf jeden Einzelnen Acht haben müßte, da hätte Unsereins viel zu thun.“

„Auch wahr,“ versetzte der Andere, „Sie wissen also nicht, wo der blinde Martin jetzt zu finden wäre?“

„Ich kann wirklich nicht dienen.“

„Dann thut es mir leid um den armen Alten, ich hatte den Auftrag, ihm ein hübsches Sümmchen als Geschenk von Seite unsers Vereins zu übergeben."

„Hohl dich der Gukuk mit deinem Geschenk," dachte Brandig, „du führst etwas anderes im Schilde."

Als der Fremde sah, daß er keine Antwort erhielt, beschloß er, den Gastgeber noch mehr in die Enge zu treiben.

„Das Verschwinden des Blinden ist jedenfalls räthselhaft."

„Das Räthsel wird sich wohl lösen," meinte Brandig, „wer weiß, wo der arme Schelm außerhalb der Linien herumbettelt."

„In dieser Jahreszeit?"

„Mein Gott! der Mensch will essen."

„Wien ist groß genug."

„Es gibt aber auch viele Arme."

„Ich glaube gut zu thun, wenn ich die Polizei von dem Falle in Kenntniß setze."

Der Fremde betonte diese Aeußerung sehr stark, denn er war der Meinung, dem Gastgeber mit derselben Angst einzuflößen. Allein dieses Mal irrte er sich, Herr Brandig lächelte pfiffig und antwortete:

„Thun Sie das, die Polizei wird ihn gewiß aufzufinden wissen.“

Der Fremde wurde irre.

„Sollte ich schlecht unterrichtet sein, oder sollte dieser Pfahlbürger mich überlisten wollen?“ dachte er, „ich will mich noch einmal erkundigen.“

Nachdem er noch einige freundliche Redensarten verschwendet, empfahl er sich, stieg in seinen Fiaker und fuhr von dannen.

Herr Peter Brandig sah ihm eine Weile nach und brummte dann: „Wer mag dieser Mensch nur sein, und was mag er mit dem Blinden im Schilde führen?“

Er ging kopfschüttelnd in seine Stube.

Während dem fuhr der noble Herr mit seinem Fiaker auf das Glacis, dort stieg er aus, und eilte zu Fuß auf den Spittelberg zurück. Durch Seitengassen und Durchhäuser langte er in jenem Hause an, welches das vis á vis des Gasthauses zum Mohren bildete.

In einer Wohnung des ersten Stockes sprach er ein und blieb beinahe eine halbe Stunde dort.

Als er diese Wohnung wieder verließ, sagte er leise zu sich: „Es ist gewiß, Martin ist bei Brandig

— die Gefahr muß beseitigt werden; aber diesmal ist doppelte Behutsamkeit nothwendig."

Er eilte auf denselben Wegen, die er hierhergekommen, wieder auf das Glacis, und von dort aus in die Stadt.

Wir hoffen, unsere Leser werden diesen Mann wieder erkannt haben.

Es ist derselbe, der von Seiner Eminenz dem Kardinal Migazzi Herr Matt genannt, und von dem Kirchenfürsten so wie jeder subalterne Geistliche per „Er" traktirt wurde.

8.

Es ist doch etwas Eigenes um die Wohnung einer Frau!

Und wenn kein äußeres Kennzeichen vorhanden wäre, welches auf den Aufenthalt einer Dame schließen ließe, man wird eine Frauenwohnung augenblicklich erkennen; es herrscht da eine andere Ordnung, es weht ein ganz eigenthümlicher Odem durch die Räume.

Welche Weichheit, welche Zartheit.

Jedes Möbel, jeder Vorhang verräth nicht nur die waltende, sondern auch die schonende Hand. Jedes Getäfel wird euch sagen, ob es von einem Männer- oder Frauenfuß betreten worden sei, an jedem Fauteuil werdet ihr erkennen, ob in ihm zuletzt ein Mann oder eine Frau gesessen.

Gewiß, es ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, die Frauenwohnungen an sich tragen, und diese vermag sich bis zum Reiz zu steigern, wenn die Besitzerin auch noch jung und hübsch ist. Da wirkt

nebst dem Instinkt auch die Phantasie, und ist diese einmal in Thätigkeit versetzt, dann kann dieser Reiz bis zum Entzücken, und auch noch höher gesteigert werden.

Treten Sie doch herein.

Eine Reihe von Gemächern öffnet sich Ihren Blicken.

Alles ist herrlich, prachtvoll.

Ein süßer wonniger Hauch weht sie an. Alles ist so weich, so zart.

Die Tapeten — doch nein, diese Seidenüberkleidung der Wände kann man nicht Tapeten nennen. Diese Flächen von herrlichen Teppichen sind kein Fußboden. Und doch lehnen Gemälde, Spiegel, Möbel an der Seidenwand, und doch kann man, will man durch das Gemach schreiten, die Teppiche nicht schonen.

Oh, wie duftig, wie symetrisch und einnehmend ist da Alles geordnet; kein Stück zu viel, keines zu wenig. Jedes Gemach ein Boudoir, jedes Gemach ein Tempel.

Was vermag der Reichthum, was die Mode, wenn sie nicht durch Geschmack und Frauensinn gestützt werden. Eine einzige Frauenidee ist in diesem Gebiethe fruchtbarer, als zehn ganze Männerköpfe.

Ist das ein Aufenthalt?

Wohnen hier Menschen, oder Feen?

Welch ein Zauber wirkt, wenn man diese Räume betritt?

Die Möbel von kostbarem Mahagony schwarzglänzend, die Rahmen der Gemälde und Spiegel vergoldet, die Polsterung von rothem Sammt, so in dem einen; in dem nächsten Gemache wechseln Farben, Formen und Stoffe, und so fort in jedem andern wieder. Wohin das Auge blickt, Alles glänzt, funkelt, als ob es neu und vor Tagen kaum aus der Meisterhand hervorgegangen wäre, aber freilich in diesen Räumen wohnt eine Frau, eine Frau und ihre weibliche Dienerschaft, diese Räume werden von fremden Männern nie, von Bekannten sellten, von Vertrauten nur dann betreten, wenn es der Herrin gefällt, sich im heiligen frommen Gebet dem Himmel, oder wenn es ihr beliebt, sich in taumelnder Lust der Erde zuzuwenden.

Und wer ist die Frau, die in diesen entzückenden Räumen heimisch ist? Wer ist die Herrin, die jetzt fromm und gottergeben, und in der nächsten Stunde wieder Weib ist, so ganz, und gar Weib?

Dort in jenem Gemache auf jenem Tabouret sitzt sie; vor ihr steht ein kleines Tischchen, ihr Auge

ruht in dem ihr gegenüberhängenden Riesenspiegel, und scheint zu fragen: „Bin ich heute noch so reizend als ich gestern war?"

Es ist nahe an die eilfte Vormittagsstunde. Die Dame ist in einem reizenden Morgenanzuge gekleidet; das Kleid von weißem Atlas wirft seine malerischen Falten bis hinab zur Schleppe, die in diesem Augenblicke den kleinsten Fuß verbirgt, der je einen Frauenleib getragen. Der Mode ganz entgegengesetzt, sind die Wangen der Dame nicht geschminkt, und ihre Haare nicht mit Puder bestreut. Wozu auch dieß? Welches Rouge vermöchte dieß Antlitz so zu zieren als das natürliche Roth, das den Wangen eigen ist, wo gibt es einen Staub, der den Glanz dieses Rabenhaares zu ersetzen im Stande wäre?

Doch wozu sie weiter schildern, unsere Leser haben ja die Dame schon im Hetzspiele gesehen, sie haben von ihr schon sprechen gehört, und wenn wir nicht irren, so beliebten sogar eine Eminenz, der Kardinal-Erzbischof, sie eine Syrene zu nennen.

Ja, ja! — Die Dame war — die Gräfin Leontine von Ostberg.

Die Gräfin war nicht lange allein. Ein junges Mädchen trat in das Gemach, bescheiden, fast furchtsam.

Mit ihrem Eintritt schien eine neue Sonne aufzugehen. So wirkt der Frühling, wenn er erscheint, so erfrischt nach langer Dürre ein lauer Regen.

Ja, diese Jungfrau war der dufthauchende Frühling, während Leontine den glühenden Sommer versinnlichte; diese Jungfrau war die Knospe, deren grüne Blätterhülle kaum die Rose ahnen läßt, die Gräfin aber war die Rose selbst, aufgeblüht in voller Pracht, in üppiger Fülle.

Als die Jungfrau so schüchtern eintrat, winkte ihr Leontine fast ungeduldig zu, und hieß sie dann in ihrer Nähe niedersetzen.

„Sie sind schon mehrere Tage bei mir,“ begann die Gräfin freundlich, „und Sie sind noch immer so schüchtern, so zaghaft. Sie müssen sich das abgewöhnen, Louise. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Dienerinnen genug besitze, und daß Sie eine ganz andere Stelle in der Nähe meiner Person einzunehmen bestimmt sind. Louise, ich sage es Ihnen noch einmal, betrachten Sie sich als meinen Günstling, und wenn es Ihnen irgend möglich, so fassen Sie Vertrauen zu mir.“

„Gnädige Frau,“ bat die Jungfrau, „Sie sind so milde, so gütig —“

„Dieß bin ich gegen alle, Ihnen gegenüber will

ich noch viel mehr sein. Ich habe das Bedürfniß gefühlt, eine Person um mich zu haben, die ich zur Vertrauten wählen kann. Seit dem Tode meines Gatten, der mich kinderlos zurückließ, stand ich trotz meines großen Besitzthumes allein; Dienerinnen konnten mir die Freundschaft nicht ersetzen, deren ich so sehr bedurfte. Sie sind mir empfohlen worden, Sie gefallen mir, denn Sie sind schön, sogar reizend; aber — Sie werden nicht böse sein, wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehe, — Sie sind doch gar zu einfach erzogen."

Louise erröthete.

„Sie haben sich dessen nicht zu schämen," fuhr Leontine fort, „denn es ist nicht Ihre Schuld, doch ist es noch immer Zeit, das Versäumte nachzuholen. Ich werde Ihnen eine französische Bonne nehmen, ich werde für die Ausbildung Ihres Geschmackes und Ihrer Seele sorgen, und Sie werden dafür meine Freundin sein. —"

Die letzten Worte waren mit solcher Wärme gesprochen, daß Louise gerührt die Hand der Gräfin ergriff, um sie an die Lippen zu führen, Leontine verwehrte dieß, zog die Jungfrau an sich und küßte sie auf die Stirn. „Sie sind jung und in der Lebensweise unserer Sphäre unerfahren, vermeiden Sie jede

Vertraulichkeit mit der übrigen Dienerschaft, üben Sie ohne Stolz eine gewisse Herrschaft über sie aus: denn Sie sind diejenige, die nach mir die Erste sein wird. Haben Sie Geheimnisse" — Louise wurde glühend roth und die Gräfin lächelte — „so vertrauen Sie dieselben außer mir keiner Seele im Hause, ich werde Ihr Vertrauen ebenfalls mit Vertrauen lohnen. Ich werde vor Ihnen, Sie vor mir kein Geheimniß haben. Doch Vertrauen ist ein Ausfluß der Seelen, das von selbst kommen und nicht herausgezwungen werden kann, es wird auch bei uns nicht ausbleiben. Ihre Gänge außer Haus machen Sie zu Wagen in meiner Equipage. Sämmtliche Dienerschaft ist angewiesen, Ihren Anordnungen Folge zu leisten. Sie sind in mein Haus gekommen, um meine Kammermamsel zu werden, und werden, so Sie sich dessen würdig zeigen, meine Freundin sein."

Sie küßte die Jungfrau abermals auf die Stirn und endete, indem sie sagte: „Jetzt lassen Sie mich allein. Die Messe werden Sie von heute an täglich mit mir hören. Ich bin jetzt vor der Messe für Niemanden zu sprechen, als für die Person, welche diesen Namen trägt."

Sie gab Louisen ein Stückchen Papier, auf

welchem ein Name aufgeschrieben war, und blieb nach der Entfernung der Jungfrau allein.

Dieß währte nicht lange.

Ein etwas mehr als männliches Klopfen zeigte einen Besuch an.

Ein Mann trat herein.

Unsere Leser werden es vielleicht schwer glauben, aber wir versichern sie der Wahrheit, dieser Mann war Niemand anders, als unser Bekannter, der gute Neustädter — Hanns Steiger.

Oh, oh, wie er aussah! Wie er sich herausgeputzt hatte!

Die liebe Einfalt und Unerfahrenheit, soviel Eitelkeit besaß sie doch, um gefallen zu wollen, so viel Instinkt war ihr doch zu eigen, um zu wissen, daß jede Sorgfalt, sei es nun im Benehmen, in der Toilette, oder in sonstigen gesellschaftlichen Beziehungen, von Frauen am dankbarsten gewürdiget wird. Ja, ja, der Hanns war heute ein ganzer Mann. Er trug eine schwarze Sammthose, hohe Stiefel, zwischen diesen und dem Beinkleid waren schneeweiße Strümpfe sichtbar; außerdem steckte er in einem kaffeebraunen Rocke mit mächtigen Thalerknöpfen, hinter welchem sich eine orangefarbige Seidenweste blicken ließ. Das Halstuch war himmelblau mit großen gelben Tupfen.

Der Hut war mit einem schwarzen breiten Sammetband geziert, und mit einer Pfauenfeder aufgeputzt. Aber das war noch nicht Alles. Im Beinkleid vorne an der rechten Seite, da war ein Täschchen angebracht, in diesem steckte eine korpulente Uhr, die von zwei mächtigen Gehäusen umhüllt war, das Aeußere derselben bestand aus gesprenkeltem Schildkröten-Horn. Die Anwesenheit dieser Uhr war theils durch ihren Umfang, den sie am Beinkleid ausdrückte, notificirt, theils aber durch eine Kette, an deren Ende gewichtige Korallenkugeln herumbäumelten, signalisirt.

So trat Hanns Steiger in das Gemach der Gräfin Leontine von Ostberg! —

Unsere Le er werden vielleicht glauben, die Gräfin habe bei seinem Eintritte aufgelacht, oder sie habe mindestens gesucht, um unsern Freund nicht zu kränken, ihr Gelächter zu verbergen.

Oh, nichts von dem Allem.

Leontine warf nur einen ernsten prüfenden Blick auf ihn, und eine Stimme in ihrem Innern sprach: „Ich habe mich nicht getäuscht!"

Sie erhob sich vom Tabouret, ohne die Stelle zu verlassen erwiederte sie den Gruß des jungen Mannes mit einem freundlichen Kopfnicken, winkte ihn heran, und deutete mit einer graziösen Handbe-

wegung auf den in ihrer nächsten Nähe befindlichen Sitz.

Hanns, dem die Neugierde eine große Beklommenheit verursachte, ließ sich nieder. Die Dame that ein Gleiches.

Eine kurze Pause erfolgte.

„Mein Herr," begann die Gräfin, „wir sehen uns heute nicht zum ersten Male." —

Da sie hier inne hielt, so glaubte Hanns hinzu setzen zu müssen: „Ganz recht, gnädige Frau, wir sehen uns nicht zum ersten Male. Ich war schon so glücklich in der Thierhetze." —

Da er hier stockte, so half ihm Leontine aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Ja, wir haben uns dort wechselseitig bemerkt; ich war so frei mich um Ihre Adresse erkundigen zu lassen, Sie waren so gütig sie mir nicht zu verweigern, ich habe Sie gebeten, mich mit einem Besuche zu beehren, und Sie waren so gefällig zu kommen."

„Gnädige Frau Gräfin," sagte jetzt der Neustädter etwas pikirt, „ich habe zwar nicht die Ehre, Sie nur einigermaßen zu kennen, aber soviel ich jetzt bemerke, scheinen Sie sich im Scherz zu gefallen, oder vielleicht gar im Spott" —

„Spott? Wie so mein Herr?"

„Weil Sie, die Gräfin, mir dem einfachen Bürger gegenüber einen Ton anwenden, der auf der Gränze zwischen Spott und Höflichkeit jenem näher als dieser liegt."

Leontine lächelte.

„Man hört es Ihnen gleich an," sagte sie, „daß Sie aus der Provinz kommen, wo man von den Ansichten über das natürliche Recht der Menschen, die gegenwärtig von unserer Regierung getheilt werden, noch keine echte Vorstellung hat. Wenn es in der jezzigen Richtung fortgeht, wird es bald keinen Adel mehr geben, denn ein Adel ohne Vorzüge und Berechtigungen ist, wie man in Wien zu sagen pflegt, ein Titel ohne Mittel."

Diese Worte waren zwar nicht mit Erbitterung, aber jedenfalls nicht ohne Ironie gesprochen; doch ließ die Gräfin dem jungen Mann keine Frist, um darüber nachdenken zu können, und fuhr fort: „Wenn ich also in meinem Gespräche mit Ihnen die Gräfin bei Seite setze, und die Frau walten ließ, so folgte ich nur dem jetzigen System der kaiserlichen Regierung, die gerne alle Standesunterschiede ebnen möchte. Aber abgesehen davon muß ich gestehen, daß ich nichts weniger bin als Aristokratin; Sie wissen wohl, was ein Aristokrat ist?"

Hanns war weit davon entfernt, sich über diese Querfrage beleidigt zu fühlen, und sagte mit vieler Aufrichtigkeit: „Bestimmt vermag ich es nicht anzugeben, aber ich kann mir es beiläufig denken, was es bedeuten mag."

„Nun, was denken Sie sich, was ist ein Aristokrat?"

„Ein Aristokrat ist ein aufgeblasener Mensch."

Leontine lachte hell auf. „Sie sind auf falscher Fährte, mein Herr," rief sie, „wenn aufgeblasene Menschen Aristokraten wären, dann würde man die größte Aristokratie unter den bürgerlichen Philistern finden; ein Aristokrat ist ein Adelsfreund, das ist Alles, der Eine kann also arm und bürgerlich, und dabei doch ein Aristokrat sein, der Andere kann ein Graf sein, und ist deßhalb doch kein Aristokrat. Doch nun zu etwas Anderm. Sie sind noch nicht lange hier?"

„Kaum vierzehn Tage."

„Haben Sie Geschäfte in Wien?"

„Nein, ich bleibe hier, so lange es mir gefällt, dann kehr ich wieder nach Neustadt zurück."

„Gedenken Sie vielleicht hier eine Gattin zu suchen?"

„Warum nicht gar!" rief Hanns auf eine Weise, als ob dieß eine Unmöglichkeit wäre.

„Sie sind also gegen die Wienerinnen eingenommen?"

„Nicht so sehr ich, als mein Vater."

„Ihr Vater, was hat er an den Wienerinnen zu tadeln?"

„Ich weiß es nicht, aber er rief mir fast täglich zu: Hanns, nimm dich vor den Wienerinnen in Acht, sie taugen alle mit einander nicht."

Leontine lachte diesesmal vom ganzen Herzen.

„Ihr Vater," sagte sie, unter fortwährendem Gelächter „muß in Wien schlimme Erfahrungen gemacht haben. Sein allgemeines Verdammungs-Urtheil ist indessen ungerecht, zum Theil mag er jedoch Recht haben. Sie sehen, ich bin billig. Nehmen Sie z. B. meine Wenigkeit. Was halten Sie von mir?"

Bei dieser Frage gerieth Hanns in eine arge Verlegenheit

Während seiner ganzen bisherigen Unterredung hatte er es vermieden, die schöne Gräfin genauer zu betrachten, jetzt sah er sie mit einem flehenden Blicke an, auf daß sie ihm die Antwort auf ihre Frage erlasse; aber er fand kein Erbarmen, die Gräfin weidete sich an seiner Verlegenheit, und drang lächelnd in ihn: „Also antworten Sie mir, was halten Sie von mir?"

„Du lieber Himmel!" stotterte Hanns, „was soll ich denn da antworten? Ich kenne Sie ja gnädige Frau noch gar nicht."

„Das thut nichts zur Sache, eine Meinung können Sie deshalb doch abgeben, also ich bitte um Ihre Meinung."

Die Verlegenheit des jungen Mannes steigerte sich wo möglich noch mehr. „Gnädige Frau Gräfin," sagte er, „Sie sind eine reizende Dame." —

„Das gehört nicht zur Sache," rief Leontine, „Schönheit darf da nicht in Betracht kommen. Ich wiederhole meine Frage zum dritten Male: Was halten Sie von mir?"

Hanns saß auf Nadeln. Sein Blick wich jenem der Gräfin aus, und irrte trostlos im Gemache umher. Da fiel er auf ein großes Oehlgemälde in einem vergoldeten Rahmen. Das Bild stellte eine Diana im Bade vor, die durch das Gebüsch nach einem Hirten späht, der in der Nähe des Ufers seine Heerde weidet.

Die weibliche Gestalt war reizend, verführerisch; Ihr begehrliches Auge spiegelte eine Leidenschaft. die jeden Beschauer entflammen mußte.

Hanns vermochte seinen Blick nicht von dem

Bilde zu trennen, eine Glühröthe überzog sein Gesicht.

Leontine, die jede seiner Bewegungen mit einer fast ängstlichen Sorgfalt überwachte, sah sein Erröthen, glaubte das Pochen seines Herzens zu vernehmen. Ein wohlgefälliges Lächeln spielte um ihre Lippen, ein Ausdruck der Zufriedenheit umhauchte ihr Antlitz. Von diesem Momente an nahm das Wesen dieser Frau einen leidenschaftlicheren Charakter an, ihre bisherige Ueberlegung und kalte Beobachtung waren mehr in den Hintergrund gedrängt, eine innere Unruhe wirkte so sichtbar nach Außen, daß einzelne Merkmale derselben zum Vorschein kamen.

Die Schamröthe, die den jungen Mann beim Anblicke des erotischen Gemäldes erglühen machte, zeugte von seiner Unschuld, noch mehr aber als diese bestätigte selbe sein gesenktes Auge, das er niederschlug, als er sich von der Gräfin beim Anblicke des Gemäldes überrascht sah.

Der Blick Leontinens hing verzehrend an ihm.

Hanns war ein junger kräftiger Mann, die Vorzüge eines natürlichen ungekünstelten Wesens, wiegen bei einer gewissen Gattung von Frauen schwerer, als alle Poesie, und alle Idealität. Die Gräfin gehörte zu dieser Gattung.

Die volle Jugendkraft des jungen Mannes, sein, wie schon erwähnt, starker Gliederbau, ferner seine Unerfahrenheit, seine Naivität, waren eben so viele Vorzüge, die man in jener frivolen Zeit in Wien nicht leicht antreffen konnte, und sie bildeten eben so viel Magnete, um Leontine zu dem jungen Manne hinzuziehen.

Hanns hatte die zum dritten Male gestellte Frage der Gräfin noch nicht beantwortet, als diese die stumme Pause unterbrach. Indem sie nämlich die Hand von sich streckte, wodurch sie ganz nahe, bei jener des jungen Mannes zu liegen kam, sagte sie mit einem Tone der Melancholie: „Ich sehe schon, ich werde von Ihnen keine befriedigende Antwort erhalten."

Hanns athmete schwer auf, er sah Alles, nur nicht die Hand der Gräfin, die von der Seinen kaum eine Papierdicke entfernt war.

„Gnädige Frau," preßte er endlich mühsam heraus, „erlassen Sie mir die Antwort — nur heute." —

„Und warum nur heute?" fragte sie, wie früher, bewegte aber dabei ihre Hand unmerklich, wodurch sie mit der andern in Berührung kam.

Hanns fuhr zusammen, es durchfuhr ihn wie ein Blitz, seine Hand zitterte. Er besaß nicht die

Kraft, sie zurückzuziehen, und hatte nicht den Muth, jene der Gräfin zu fassen.

Leontine harrte noch einige Augenblicke, vergebens, Hanns blieb stumm und unbeweglich, da tauchte ein Gedanke in der Seele der Gräfin auf. Sie bezwang sich, man sah die Ueberwindung, die es sie kostete, wieder ruhig zu werden. Ohne an Freundlichkeit zu verlieren, wurde sie gelassener, kälter.

„Da Sie mir meine Frage nicht beantworten wollen," sagte sie, „so will ich sie fallen lassen, und eine andere an Sie richten, es wird sich bei derselben weniger um eine Meinung oder um ein Urtheil als um ein Bekenntniß handeln. Werden Sie aufrichtig sein?"

„Gnädige Frau Gräfin," antwortete Hanns, „ich habe Ihnen gegenüber noch nicht gelogen."

„Das ist gar kein Verdienst," lächelte Leontine, „wir sprechen ja heute zum ersten Mal miteinander"

„Oh," entgegnete der Neustädter, der immer mehr zur Fassung kam, „etwas Verdienst ist schon dabei. Sehen Sie gnädige Frau, ich hätte zum Beispiel Ihre frühere Frage nur beantworten dürfen, und wer weiß, ob ich nicht gelogen hätte."

„Ah," rief Leontine munter, „welche Wendung! mein Herr, fast will es mir scheinen, als ob bei Ih-

nen der Schelm hinterm Ohre säße. Wer hätte von Ihnen eine so feine Antwort erwarten sollen?"

Hanns, der sich auch wirklich auf dieselbe etwas zu Gute that, sagte mit wohlgefälliger aber naivpfiffiger Miene: „Oh, gnädige Frau, meine Mutter pflegt zu sagen: „Hinter den Bergen wohnen auch Leute!" und sie hat ganz recht, denn Mancher ist nicht so dumm als er ausschaut."

„Ich bemerke," versetzte die Gräfin, „daß Sie in Ihrem väterlichen Hause keinen Mangel an Sprüchwörtern gehabt haben, doch jetzt wieder zu meiner zweiten Frage."

„Ich bin bereit zu antworten."

Leontine beobachtete ihn abermals, so genau als am Anfange des Gesprächs, und sprach dann: „Sagen Sie mir, waren Sie schon einmal verliebt?"

Die Gräfin horchte gespannt

Hanns antwortete mit der gleichgültigsten und aufrichtigsten Miene von der Welt: „Ich bin niemals verliebt gewesen."

Leontine hätte aufschreien mögen vor Freude. Sie glaubte ihm. Hanns hatte auch wirklich nicht gelogen.

Es fiel ihm zwar in diesem Momente der „wilde Mann" und die reizende Dame ein, auch gestand er sich,

daß die schöne Gräfin mit jener Erscheinung keinen Vergleich zu bestehen vermöge, aber Liebe konnte man das Intresse, welches er für Theodosia fühlte, nicht nennen. Sein Herz war also bis zum jetzigen Augenblicke frei. Seine Sinne aber nicht mehr.

„Mein Herr," ergriff jetzt die Gräfin wieder die Rede, „ich danke Ihnen für die Antwort, die Sie mir gegeben, sie hat mir sehr wohlgefallen, gewiß sehr! Sie sind ein guter Mensch, Sie haben es in Ihrer Einfachheit verstanden, mich für Sie einzunehmen. Kann ich Ihnen in irgend einer Beziehung nützlich sein?"

„Gnädige Frau, Sie sind sehr gütig. Es thut mir leid, von Ihrem Anerbiethen keinen Gebrauch machen zu können. Ich habe Alles, was ich benöthige. Mein Vater ist zwar nur ein Bürger, aber er ist wohlhabend, und ich bin genügsam. Ich bin nicht nach Wien gekommen, um etwas zu erwerben oder zu erringen, bewahre, ich bin hier, um die Residenz kennen zu lernen. Das ist Alles."

„Sie weisen also mein Anerbiethen zurück? das kränkt mich."

„Ich wollte Sie nicht kränken, gnädige Frau, dazu sind Sie und ich zu gut."

„Warum wollen Sie aber von meiner Güte keinen Gebrauch machen?"

„Wozu dieß, wenn es nicht nothwendig ist."

„Werden Sie, wenn Sie heute von mir gehen, mich wieder besuchen?"

„Wenn Sie es befehlen, gnädige Frau!"

„Befehlen? Du lieber Himmel, wie kann ich Ihnen befehlen, mich zu besuchen —"

„Also gut, wenn Sie es wünschen —"

„Auch dieß genügt mir nicht. Sie sehen, ich bin nicht so genügsam wie Sie. Werden Sie mich auch ohne meinen ausdrücklichen Wunsch besuchen?"

„Wenn ich Ihnen gnädige Frau nicht lästig falle —"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie mir angenehm sind."

„Dann werde ich gewiß kommen."

Louise trat ein.

„Gnädige Frau," sagte sie, „Pater Innocentius ist da, es ist Zeit zur Messe."

Leontine erhob sich. Hanns that dasselbe.

„Sie verzeihen, mein Herr," sagte die Gräfin, „um diese Stunde höre ich in meiner Hauskapelle immer die Messe, und ich bin gewohnt, diese nie zu versäumen; es ist ohne dem wenig, wenn man dem

Himmel nur eine halbe Stunde täglich, und die ganze übrige Zeit der Erde widmet. Sie kommen also wieder?"

„Ich werde kommen."

„Bald?"

„Recht bald."

„Dieser Herr," wandte sich die Gräfin zu Louise, „ist mir zu jeder Zeit willkommen. Theilen Sie dieß der betreffenden Dienerin im Vorzimmer mit."

Hanns machte eine Verbeugung, und verließ das Gemach.

Louisens Blick begleitete den jungen Mann, den sie heute zum ersten Male sah, und von dem sie noch nicht wußte, daß er gleichsam an ihrer Stelle in das Haus ihrer Pflegeeltern eingezogen war.

Nachdem die beiden Frauen allein waren, sagte die Gräfin zu Louise: „Ich will Ihnen heute den ersten Beweis meines Vertrauens geben, und Ihnen gestehen, daß dieser junge Mann sehr viel Anziehendes hat."

Die Jungfrau antwortete nicht, sondern reichte der Gebietherin einen schwarzen Ueberwurf und Hut, nahm das prachtvoll gebundene Gebetbuch und wollte auf dem Wege in die Kapelle der Gräfin den Vortritt lassen, diese aber sagte zu ihr: „Bleiben Sie mir

stets zur Seite, wie es der Vertrauten ziemt, ich bitte Sie, mich nicht zu kränken."

Die beiden Frauen gingen durch die Reihe der Gemächer, die zwei ganze Seiten des Hauses einnahmen, welches eines der größten Gebäude der Herrngasse war; am Ende und zwar unmittelbar aus dem Schlafgemache der Gräfin führte eine Thüre in die Hauskapelle, deren Haupteingang auf den großen Gang mündete.

Als die Frauen in der Kapelle anlangten, wollte sich Louise auf den Schemel hinter der Gräfin niederlassen, diese winkte sie mit einem strafenden Blicke zu sich, und beide knieten nebeneinander nieder.

Der Priester im heiligen Gewande harrte schon, ein Diener des Hauses ministrirte. Der Gottesdienst begann.

Es herrschte zu jener Zeit, wo der Adel es gewohnt war, einen eigenen Theil der Gesellschaft zu bilden, und sich so wenig als möglich unter das Volk zu mischen, in allen herrschaftlichen Häusern noch die Sitte, den täglichen Gottesdienst in einer Hauskapelle zu verrichten. Ein Priester mußte täglich gegen die Mittags-Stunde die Messe lesen. Die vornehmeren Häuser wählten ihren Messepriester, meistens aus dem Ordenshause der Kapuziner, da diese damals noch am

wenigsten im Verruf standen. Da der Tag für die hohen Herrschaften viel später anbricht, und die Toilette und Bequemlichkeit auch Zeit erfordert, so fiel in der Regel die Stunde dieser adeligen Privat-Messen gegen den Mittag zu, da nun der Priester bis nach der Messe keine Speise genießen darf, und es den alten Herrn in dem Kloster unbequem kam, bis gegen zwölf Uhr nüchtern zu bleiben, so wurden zu dem erwähnten geistlichen Geschäfte die jüngern Patres auserwählt, und daher kam es, daß wir in dem Pater Innocentius, der in diesem Augenblicke von der Gräfin Leontine von Ostberg, und vor Louise die Messe celebrirt, einen jungen Mann von beiläufig fünf und zwanzig Jahren kennen lernen. Ein edler Wuchs, eine edle Haltung zeichnen ihn aus; ein ausdrucksvoller Kopf, dem der kurze Vollbart zur Zierde gereichte, zeigt eine Stirn, die den Denker, den Gelehrten verrieth. Pater Innocentius feiert den Gottesdienst mit Würde, Andacht, ohne Zelotismus, und ferne von jener Handwerksmäßigkeit und Geläufigkeit, die so vielen Priestern zu eigen ist.

Die Gräfin lag in der tiefsten Andacht auf den Knieen.

Wer diese Frau vor einer halben Stunde sah, und zwar in dem Augenblicke, als sie durch die Scham-

röthe Hanns Steigers die Ueberzeugung seiner männlichen Reinheit gewann, wer diese Frau damals sah, würde kaum glauben, daß es dieselbe sei, die in wahrer und wirklicher Andacht zerflossen, in diesem Augenblicke vor ihrem Schöpfer lag.

Wir würden uns kaum die Mühe nehmen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Scene hinzulenken, wüßten wir es nicht, daß diese Andacht, diese Demuth Leontinens keine Heuchelei seien. Nein, sie waren wahr und glühend, eben so wahr und eben so glühend wie jene sündige Leidenschaft, die kurz vorher ihren Busen durchloderte, und die sie nur deßhalb bezwang, weil sie den berauschenden Becher erst dann an die Lippen zu führen gedachte, wenn ihr die Muße ward, ihn bis zur Neige leeren zu können.

Ja, diese Andacht war wahr und innig, die schöne Frau lag zerknirscht auf den Knieen, sie betete mit einer Inbrunst wie eine Heilige, die eben vom Himmel gestiegen. Sie zerfloß, als ob es eine gänzliche Auflösung ihres irdischen Theils gelte, in eine geistige Anschauung und lag vor dem Herrn da wie eine demüthige Magd, erkennend ihre Schuld und bereuend ihre Sünden.

So wie diese Frau hier betete, hätte man glau-

ben sollen, daß sie entweder nie gesündiget, oder daß sie nie mehr zu sündigen entschlossen war.

Und doch hatte selbst Seine Eminenz der Herr Kardinal-Erzbischof sie schon eine Syrene genannt, und doch hatte sie den jungen Neustädter aufgefordert, recht bald, ohne ihre Einladung abzuwarten, wiederzukommen.

Und welch' ein Gegensatz!

Während diese Frau andächtig und inbrünstig dahingesunken da lag, kniete Louise an ihrer Seite und betete nicht. Sie war im Anschauen ihrer Herrin begriffen, ihrer Herrin, deren frommer Sinn sie überraschte. Auch Louise gerieth im ersten Augenblicke auf den Gedanken, daß dies Heuchelei sei, allein als Leontinens Antlitz die reine Flamme der Andacht wiederspiegelte, und ihre Augen sich zu näßen begannen, als Louise vergebens nach dem Grunde forschte, der die Gräfin bewegen konnte, hier, wo Niemand sie sah, eine solche Frömmigkeit zu affectiren, da wurde auch sie von der Wahrhaftigkeit dieser Andacht überzeugt, und fühlte sich zu einer Dame hingezogen, die als Gebieterin so mild und als Christin so fromm war.

Louise konnte ungehindert ihren Gedanken nachhängen; denn die Gräfin war während der ganzen

Messe so mit sich selbst beschäftigt, daß kein anderes irdisches Wesen für sie da war.

Die arme Jungfrau, deren Leben so rein wie ihre Liebe, deren Liebe so keusch wie ihr Busen, deren Busen noch so unentweiht war wie ihr Gewissen, diese Jungfrau kniete heute da, und vermochte sich nicht zu ihrem Schöpfer zu erheben, sie war zerstreut, keines religiösen Gedankens fähig, sie beschäftigte sich mit ihrer Gebieterin, während diese alles Irdische abgestreift hatte und zum Himmel erhoben schien.

Die Messe war vorüber.

Leontine kam zu sich.

Sie blieb stumm auf ihren Knieen.

Der Priester hatte das heilige Gewand abgelegt.

Um seinen Rückzug anzutreten, mußte er durch die Kapelle.

Als er an der Gräfin vorüberging, blieb er stehen, und reichte ihr, er hatte die Weisung erhalten es täglich zu thun, die Hand zum Kuße.

Die Dame küßte dieselbe, und Louise folgte ihrem Beispiele.

Der junge Kapuziner verließ dann die Kapelle.

Nun erhob sich die Gräfin, und begab sich an Louisens Seite in ihre Gemächer.

Kaum hatte die Dame diese betreten, so änderte sich ihr ganzes Wesen.

Der Feierlichkeit heilige Scheu war gewichen, und die frühere Lebhaftigkeit war mit einem Schlage wiedergekehrt.

„Schnell, meine liebe Louise," rief sie, „befehlen Sie der Kammermamsell, daß sie anspannen lasse. Ich mache eine Spazierfahrt in den Prater. Nicht wahr, liebe Louise, Sie werden so freundlich sein, mich zu begleiten."

„Mit vielem Vergnügen!" entgegnete Albins Geliebte in einem so freundlichen Tone, daß Leontine aufs Angenehmste überrascht, sie liebevoll anblickte.

Kaum fünfzehn Minuten später, und Louise fuhr zum ersten Male in einer prächtigen Equipage an der Seite ihrer Herrin in den Prater.

9.

Als Hanns Steiger die Gräfin Leontine von Ostberg verlassen, und die Herrngasse betreten hatte, sah er einen Mann, der im Begriffe war, an ihm vorüber zu eilen.

„Mir scheint gar," sagte der Neustädter bei sich, „mein alter Bekannter will mich nicht mehr erkennen. Ich muß mich überzeugen."

Er ließ den Mann an sich vorüber, und richtig wurde er nicht bemerkt.

„Ei, ei," sagte Hanns weiter, „jetzt werde ich den Patron ansprechen."

Er eilte ihm nach, und rief ziemlich laut: „Heh da, Herr Dienstag!"

Der Andere hörte ihn nicht.

„Mir scheint," dachte Hanns, „der Mensch ist nicht nur blind, sondern auch taub geworden." Dann rief er wieder, aber viel lauter als früher: „Heh da, Herr Dienstag!"

Der Gerufene brummte leise vor sich hin: „Wenn

ich nicht Stand halte, so ist der Tölpel im Stande, die ganze Strasse in Allarm zu setzen — ich muß ihm willfahren."

Er wandte sich zurück, und ging dem Anschein nach sehr freudig überrascht dem Neustädter entgegen.

„Ei, ei, Herr Dienstag," sagte der junge Mann verwundert, „Sie thun ja, als ob Sie mich gar nicht mehr kennen wollten."

„Ich, Sie nicht kennen wollen?" rief der Andere, „welch ein abscheulicher Verdacht! Von Ihnen hätte ich eher alles Andere als solch' eine Kränkung erwartet."

„Sie hatten mich also nicht bemerkt?"

„Mit keinem Auge."

„Nicht gehört?"

„Mit keinem Ohr. Es darf Sie auch nicht wundern. Die Frequenz ist um diese Zeit sehr stark, und man ist in Wien gewohnt, seine Schritte zu beschleunigen. Nehmen Sie nun noch hinzu das Gerassel der fahrenden Wägen, das ewige Geräusch in den Gassen, so werden Sie auch natürlich finden, daß ich Sie nicht gehört habe!"

Um allen ferneren Fragen und Angriffen auszuweichen, begann Herr Dienstag ein anderes Manövre. Er ging, um mit den Taktikern zu sprechen, aus

der Defensive in die Offensive über. Man kann lästigen Fragen nicht besser aus dem Wege gehen, als wenn man den Gegner zu antworten zwingt.

Dieser Wahrheit zu Folge sagte Herr Dienstag: „Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich mich freue Sie zu sehen. Sie hatten vermuthlich Geschäfte?"

„Geschäfte? Nein. Ich war zu Besuch."

„Zu Besuch? Hier, in der Herrngasse?"

Hanns nickte bejahend.

„Sie scheinen noble Bekanntschaften zu lieben. In dieser Gasse wohnen meistens Herrschaften. In welchem Hause? wenn es zu fragen erlaubt ist?"

Der Neustädter deutete mit dem Finger auf das Gebäude, das die Gräfin von Ostberg inne hatte.

Herr Dienstag riß seine Augen auf, als wollte er ihnen nicht trauen.

„Dort in jenem Hause mit dem neuen braunen Thor?" —

„Ganz recht — dort." —

„Aha," rief jetzt Dienstag, „ich glaube den Ursprung ihrer Connexion zu kennen."

„Sie dürften sich täuschen."

„Ich zweifle. Sie haben ja noch die Wohnung

inne, die ich Ihnen bei Herrn Rothlauf in der großen Kapuzinergasse anempfohlen habe!"

„Ich wohne noch dort."

„Nun, glauben Sie es noch nicht, daß ich den Gegenstand Ihres Besuches kenne?"

„Ich zweifle noch immer."

„Ha, ha, das ist lächerlich; Sie haben sich mit Herrn Sebaldus ins Einvernehmen gesetzt?"

„Ich? mit Herrn Sebaldus? Zu welchem Zwecke?"

„Ei, verstellen sie sich nicht so. Herr Sebaldus benützt sie als Kundschafter."

„Herr Dienstag," sagte Hanns jetzt ernst, „ich verbiethe mir solche Ehrenrührigkeit. Das Gewerbe eines Kundschafters wird von keinem Ehrenmanne ergriffen, und ich bin ein Ehrenmann."

„Aber, bester Freund, mäßigen Sie Ihre Hitze und seien Sie nicht so empfindlich, Sie haben mich völlig mißverstanden Herr Sebaldus war vielleicht besorgt, —"

„Um wen soll er besorgt gewesen sein?"

„Um diejenige Person, bei welcher Sie jetzt waren."

Hanns schlug eine laute Lache auf. Das Na-

türliche, Ungezwungene seiner Heiterkeit machte den Andern stutzig.

„Sollte ich mich täuschen?“ dachte er bei sich.

Da Herr Dienstag merkte, daß in seiner Offensive der Front-Angriff mißlungen war, so begann er eine Flankenbewegung.

„Es scheint in der That,“ begann er in gedrücktem Tone, „daß ich mich geirrt habe. Sie haben mit Herrn Sebaldus wohl noch nie über seine Familien-Verhältnisse gesprochen?“

„Ich pflege mich nie in fremde Angelegenheiten zu mischen.“

„Er hat Ihnen also noch nicht gesagt.“ —

„Was soll er mir gesagt haben?“

„Daß er eine Pflegetochter hat!“

„Ja, er hat einmal von dem Mädchen gesprochen. Es ist, wie er sagte, bei einer Dame als Stubenmädchen in Dienst. Ich habe mich nicht weiter darum bekümmert.“

„Das war sehr männlich von Ihnen, denn Neugierde ist ein Fehler weiblichen Geschlechtes. Wissen Sie wo sich die Tochter Ihres Miethherrn befindet?“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich um dergleichen Dinge nicht bekümmere.“

„Sie haben sie auch noch nicht besucht?“

„Ich? Wie komme ich dazu, ein Stubenmädchen zu besuchen? Meinen Sie, wir in Neustadt wissen es nicht, in welchem Verrufe die Wiener Stubenmädchen stehen? Oh, wir wissen Alles. Ich habe auch mehrere Traktätleins über die Stubenmädchen gelesen, und werde mich hüthen mit einem derselben in Berührung zu kommen, und wenn es auch die Pflegetochter des Herrn Sebaldus sein sollte.“

„Sie waren aber doch in jenem Hause,“ meinte Herr Dienstag mit lauernder Miene.

„Wenn ich in jenem Hause war,“ rief Hanns lachend, „muß ich bei einem Stubenmädchen gewesen sein?“

Da der junge Mann merkte, daß ihn sein Gegner immer mehr zu umgarnen beginne und ein gewisser Instinkt ihn von einer aufrichtigen Mittheilung abhielt, so wich er dem Forscher mit einer geschickten Wendung aus, indem er plötzlich sagte: „Mein bester Herr Dienstag, Sie haben vorhin behauptet, daß die Neugierde ein Fehler weiblichen Geschlechtes sei, mir will es bedünken, daß sie zum sächlichen Geschlechte gehört, denn woher kämen auch sonst die neugierigen Männer. Sie sehen, ich habe in meiner Jugend trotz der schlechten Schulanstalten, über die jetzt so

viel lamentirt wird, doch von der Sprachlehre einigen Wind bekommen."

Herr Dienstag sah seinen Gegner von der Seite an.

„Mir scheint," dachte er, „der Tölpel will mich auch noch zum Narren haben."

Dann sagte er laut: „Wenn ich mehr und öfter fragte, als Ihnen angenehm war, so muß ich gestehen, daß mich nicht ledige Neugierde dazu bewog, sondern die Sorge für Ihr bestes, für Ihr Wohl."

„Oho," rief jetzt der Neustädter, „das möge Ihnen ein Anderer glauben, nicht ich. Das ist eine saubere Theilnahme, die sich wochenlang nicht sehen, und von sich nichts hören läßt, und die dann auf offener Strasse hervorbricht, aber auch erst dann, wenn man sich fast heißer geschrien, um sie nur zum Stehen zu bringen. Sehen Sie, mein bester Herr Dienstag, ich habe mich bei meinem Eintritte in die Residenz sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, aber meine Freude hat nicht lange gedauert."

„Habe ich Ihnen nicht eine angenehme Wohnung empfohlen?"

„Das ist wahr; aber warum ließen Sie sich nicht mehr sehen?"

„Warum? das will ich Ihnen sagen. Ich habe Ursache, jenes Haus zu meiden."

„Das ist schlimm; Herr Sebaldus und seine Schwester sind brave Menschen, wer also Ursache hat, sie zu meiden, der muß nothwendiger Weise" —

„Ein Lump sein!" wollte Hanns weiter sagen, aber er hielt inne und setzte dann hinzu: „Der muß sich mit Ihnen überworfen haben."

Der Andere vermied es, diese Zumuthung zu bejahen oder zu verneinen, sondern erwiederte bloß: „Ich habe meine Ursachen, das ist genug. Da Sie vor mir Geheimnisse haben, so ist es natürlich, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei, und darum Gott befohlen."

„Sie sind doch nicht böse auf mich?"

„Bewahre! Ich wüßte nicht warum? Wenn Sie meiner je benöthigen sollten, so werde ich als Christ wissen, was ich zu thun habe."

„Sie sind sehr gütig."

„Sie wissen mich zu finden."

„Ich weiß es."

„Sie haben mir freilich auch versprochen, Ihre Adresse anzugeben, aber das war damals!"

Der Andere erwiederte ausweichend: „Du lieber

Himmel, ich wohne so armselig, daß ich es nicht wagen kann, Besuche anzunehmen."

In diesem Augenblicke hielt ein Fiaker hart bei den beiden Männern. Der Kutschenschlag ging auf, eine Männerstimme rief aus dem Wagen heraus: „Ich bitte Herr Baron nur auf ein Wort."

Herr Dienstag eilte zu dem Wagen.

Nach einigen mit den Darinsitzenden flüchtig gewechselten Worten, die Hanns nicht vernehmen konnte, stieg er in den Fiaker.

Der junge Neustädter erhielt einen flüchtigen Gruß, der Schlag flog zu, und das Gefährte rasselte von dannen.

Hanns sah ihm erstaunt nach.

„Was ist das," sagte er betroffen zu sich, „Herr Dienstag ist ein Baron? Sehen die Barone in Wien so aus? Wer hätte dieß nur ahnen sollen? Ich war auf dem besten Wege, ihn für einen Schelm, für einen Maulmacher zu halten, und nun höre ich auf einmal, daß er ein Baron ist. Wenn e r es mir gesagt hätte, ich würde es ihm kaum geglaubt haben; aber so, der Herr in dem Fiaker sah wohlbeleibt und sehr anständig aus, der wird doch wohl wissen, daß Herr Dienstag wirklich ein Baron ist; Alle Wetter, die Schotten-Uhr schlägt schon die erste Nachmittags-

stunde, ich habe die höchste Zeit, mich zu Tische zu begeben. Der Besuch bei der schönen Gräfin hat meinen Appetit bedeutend vermehrt. Was wahr ist, bleibt wahr. Sie ist wirklich eine hübsche Dame. Ich wollte nur wissen, was sie eigentlich von mir wollte? Ich soll sie recht bald wieder besuchen, hat sie gesagt, oh, der Hanns wird nicht lange auf sich warten lassen. Herr Gott! wird mein Vater in Neustadt eine Freude haben, wenn er hören wird, daß ich bei einer Gräfin aus- und eingehe. Der wird seine Augen weit aufthun; aber vor der Hand braucht er es nicht zu wissen. Er hat mir zwar befohlen ihn von Allem sogleich in Kenntniß zu setzen, aber mit der Gräfin will ich noch ein wenig abwarten, bis ich selbst erfahren, was dahinter steckt. Aha, da ist ein Gasthaus, da will ich mein Mittagmal einnehmen."

Er trat in ein Gasthaus in der Schottengasse.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Männer in dem erwähnten Fiaker waren kaum allein, als derjenige, welcher schon früher darin saß, zu Herrn Dienstag sagte: „Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie getroffen habe, lieber Baron, ich war

eben im Begriffe zu Ihnen hinauszufahren. Ich habe Einiges mit Ihnen zu besprechen."

„Wohin führt uns der Fiaker?"

„Gut, daß Sie mich daran mahnen. Er hatte Befehl in die Josefstadt zu fahren, da wir uns aber getroffen und wir im Wagen am ungehindertsten mit einander sprechen können, so soll er eine Fahrt in den Prater machen. Sind Sie so gütig dieß anzuordnen."

Der Andere vollzog den Auftrag.

„So, Herr Matt," sagte jetzt derjenige, welchen der Neustädter mit „Dienstag" die Jungfrau Regina „Leonhardt" und sein gegenwärtiger Gesellschafter „Lieber Baron" nannte, „Ihr Befehl ist vollzogen."

„Ich danke Ihnen; Nun lassen Sie hören, wie stehen die Verhältnisse."

„Schlecht, sehr schlecht. Die Revolution des Kaisers findet immer mehr Anhänger. Die Abneigung gegen die Priester" —

„Gegen die Kirche wollen Sie sagen."

„Ich habe mich nur versprochen, sie ist im Zunehmen. Die Freigeisterei, der Unglaube, beginnen Wurzel zu fassen. Eine im wahren Sinne heidnische Presse wühlt hinab bis in die tiefsten Schichten des Volkes. Wäre meine Zuversicht in die Allmacht der

Kirche nicht so groß, ich würde zu dem Ausspruche bewogen werden, daß wir am Vorabende der Barbarei stehen."

„Auch ich," sagte jetzt Herr Matt, „habe trübe Erfahrungen gemacht, doch bin ich weit entfernt, Ihre Befürchtungen zu theilen, ja, ich hoffe sogar, daß wir aus diesem Kampfe nicht nur siegreich, sondern für alle Zukunft gestählt hervorgehen werden. Wer da glaubt, daß er Institutionen, die Jahrhunderte lang geblüht, und weit und tief greifende Wurzel geschlagen haben, in einigen Jahren mit Stumpf und Stiel ausrotten kann, der ist von einem gewaltigen Irrthum befangen. Die Gewalt kann knechten, aber frei machen kann sie nicht. Treibhausblumen, durch künstliche Wärme in Blüthenstand versetzt, welken sehr schnell. In der Natur, wie in der Gesellschaft, kann es allenfalls Fortschritte geben, aber keine Fortsprünge. Wer das letztere versucht, wird sich bald überzeugen, daß er in kurzem gezwungen sein wird, noch hinter den Punkt zurückzugehen, den er vor seiner Bewegung eingenommen. Der gelahrte Präsident der Studienhofkommission van Swieten, der Vorsitzer der geistlichen Hofkommission von Kresol, der geheime Staats-Official von Sparges, die Rautenstrauch, Witoln, Hägelin, Valery, Blaror und vor Allem der

Kaiser, Kaunitz und Lacy, sie mögen zusehen, wohin der Pfad führen wird, den sie eingeschlagen. Sie werden zur Erkenntniß kommen, gewiß sie werden es, es bleibt nur die Frage: ob nicht zu spät? Bis dahin aber haben sie an uns die unermüdlichsten, die erbittertsten Gegner, und wir wollen sehen, ob sie mächtig und gewandt genug sein werden, einer Parthei zu widerstehen, die die Kirche und den Adel in sich faßt. Wir haben im Angesichte der Gefahr, die uns in eine Fluth der gefährlichsten Neuerungen versenkt, und die ganze Macht der Kirche zu brechen droht, an eine Gegenwaffe gedacht, und glauben sie gefunden zu haben. Wir werden dem Kaiser eine Verlegenheit bereiten, aus der er sich kaum herauszuwinden im Stande sein wird. Schon in einigen Tagen wird er die Kunde davon erhalten, und wir wollen sehen, wie er sich der Gefahr gegenüber benehmen wird. Doch nun zu etwas Anderem. Haben Sie über den Marquis etwas Näheres erfahren?"

„Genauen Erkundigungen zu Folge lebt er einsam und zurückgezogen in der Vorstadt."

„Marquis Saint Germain, einsam und zurückgezogen? Das ist sehr schwer zu glauben."

„Ich wiederhole es, meine Nachforschungen sind genau. Anfangs hieß es, er hat in seiner Wohnung

ein Mädchen verborgen, aber diese Nachricht bestätigte sich später nicht."

„Behalten Sie den Mann ununterbrochen im Auge, wir werden den Löven schon aus seiner Höhle heraus locken, damit er seine verdächtige Zurückgezogenheit endige. Benützen Sie die Gräfin von Ostberg. Vielleicht gelingt es ihr dem Marquis Intresse einzuflößen."

„Die Gräfin scheint mir seit einiger Zeit verändert. Ich weiß zwar noch nicht, was in dem Hause vorgegangen; aber ich habe Ursache zu glauben, daß etwas vorgegangen sei."

„Hört sie nicht mehr die Messe?"

„O ja! ein Kapuziner versieht den Dienst."

„Das ist gut, die Kapuziner waren mit uns immer auf freundlichem Fuße, und jetzt haben wir in ihnen die festeste Stütze."

„Das ist wohl wahr, allein auch die heiligste Versammlung hat einzelne Glieder, die Aergerniß geben, unter den wohlriechendsten Blumen wuchern einzelne Giftpflanzen. Der junge Pater, welcher bei der Gräfin täglich die Messe celebrirt, scheint, ich sage nur scheint, von dem Geiste der Neuzeit inficirt."

„Nicht möglich! Ein Kapuziner als Freigeist! Unerhört! Wie heißt der junge Pater?"

„Innocentius!“

„Der Name ist mir völlig unbekannt. Wissen Sie vielleicht seinen ehemaligen weltlichen Namen?“

„O ja! vor dem Eintritt in den Orden hieß er Ignaz Feßler.“

„Feßler, Feßler, der Name klingt mir bekannt. Ich werde zu Hause in meinem Notizenbuche nachschlagen, und mit dem Quardian über den jungen Mann sprechen.“

Der Fiaker befand sich bereits am Eingange jener Baumreihe, welche damals hinter dem Marionelli-Theater begann, und gleichsam den Anfang des Praters bildete.

Herr Matt hatte eben die beiden Wagenfenster herabgelassen.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte er, „so kommt uns hier die Equipage der Gräfin von Ostberg entgegengefahren.“

Die Herrn spähten durch das Fenster.

Leontine und Louise, beide von der frischen Winterluft wie mit Rosen angehaucht, saßen reizend wie zwei Liebesgöttinnen in die Wagenecken gelehnt und plauderten so vertraulich mit einander, als ob sie Schwestern oder innige Freundinnen wären.

Als die Kalesche vorüber war, sagte Herr Matt:

„Herr der Welt, wer ist denn der Engel an der Seite der Gräfin?"

Der Andere schmunzelte.

„Dieser Engel ist eine arme Waise," lautete seine Antwort.

„Wie kam sie zur Gräfin?"

„Durch meine Prokuration."

„Lieber Bruder, Sie versetzen mich in Erstaunen. Was beabsichtigen Sie mit der Kleinen?"

„Ich habe sie im Intresse einer frommen Jungfrau aus dem Hause ihres Pflegevaters entfernt, der aus väterlicher Liebe zu diesem Kinde im Stande gewesen wäre, seine leibliche Schwester zu verstoßen."

„Ich ahne, diese Schwester ist jene fromme Jungfrau."

„Ganz recht."

„Warum brachten Sie sie gerade zur Gräfin?"

„Auch das hat seinen Grund. Das Mädchen liebt einen jungen Mann, bei der Gräfin befindet sie sich in einer vortrefflichen Schule, das junge unerfahrne Ding wird, ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht geschähe, das Leben bald von einer andern Seite kennen lernen, als bisher. Sie wird auf einen Pfad gerathen, auf dem sie nicht nur das Herz ihres Geliebten, sondern auch das Vertrauen ihres Pflegevaters verliert."

„Ich verstehe, Sie treffen auf diese Weise zwei Fliegen mit einem Schlage."

„Ich bitte, drei Fliegen wollen Sie sagen. Der Pflegevater ist dann gezwungen, seine Schwester, die fromme Jungfrau zu bedenken. Der junge Mann, der, was ich früher zu bemerken vergaß, ein Protestant ist, wird sich in Zukunft wahrscheinlich von keiner Katholikin mehr fesseln lassen, und die gute Louise dürfte am Ende in einem Kloster verblühen."

Herr Matt nickte beifällig.

„Außerdem," begann der Andere wieder, „besitze ich durch sie in der Nähe der Gräfin eine vortreffliche Agentin. Jene fromme Jungfrau, die Regina heißt, dient mir als Mittelsperson Ich kann also von Allem Kenntniß erlangen, ohne das Haus in der Herrngasse betreten zu müssen."

„Vortrefflich!" entgegnete Herr Matt, „Sie sammeln sich um die bedrängte Kirche unsterbliche Verdienste."

Herr Dienstag-Leonhard-Baron schlug in bescheidener Demuth die Augen nieder.

Sein Gesellschafter fuhr fort: „Nun muß auch ich Sie mit einer Commission belästigen. Im Kroatendörfel befindet sich eine Schenke zum „Mohren" beschildet. Der Gastwirth heißt Peter Brandig. Die-

ser Schelm hält einen alten Mann verborgen, der Martin heißt, und blind ist. Es scheint, daß hier eine feindliche, einflußreiche Hand im Spiele ist; denn der Versuch, den ich machte, dem Wirth ein Geständniß abzuringen, mißlang, und er läugnete beharrlich die Anwesenheit des Blinden in seinem Hause. Ich mag mich dort nicht mehr blicken lassen, denn Brandig kennt bereits, wenn auch nicht meinen Stand, so doch meine Person, trachten Sie nun den Blinden auf eine gute Weise aus dem Hause zu bringen, aber ohne Aufsehen. Er muß so entfernt werden, daß für Brandig keine Spur vorhanden bleibt, ihn zu finden. Bringen Sie dann den Alten an einen sichern Ort, ich werde das Weitere schon veranstalten. Ich muß bemerken, daß die Sache für mich von großer Wichtigkeit ist. Es ist eine Geschichte aus früherer Zeit, deren Folgen mich jetzt um so gewichtiger treffen würden "

„Ich werde mir den Fall überlegen," antwortete der Mann mit den drei Namen, „und nach meinem besten Ermessen handeln."

„Ich bin überzeugt, daß ich die Angelegenheit keinen bessern Händen anvertrauen konnte."

Nachdem Herr Matt diese Worte gesprochen, be-

fahl er dem Fiaker wieder gegen die Stadt zu umzulenken.

Jeder der beiden Herrn hing nun seinen Gedanken nach. Da sie ihre Angelegenheiten besprochen hatten, vermieden sie jeden fernern Wortwechsel.

Herr Matt stieg auf dem Stefansplatze aus.

Der Andere fuhr bis auf den Graben, und verließ dort den Fiaker.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Hanns Steiger befand sich in der rosigsten Laune.

Er hatte in dem Gasthause in der Schottengasse fürtrefflich zu Mittag gespeist, und dabei dem Vöslauer, vielleicht mehr als gewöhnlich, zugesprochen.

Der gute Junge, er war ja unschuldig dran, daß ihm der Besuch bei der Gräfin so zu Herzen, nein, zu Magen gegangen war, und daß also sein Appetit und sein Durst zu so ungewöhnlicher Größe angewachsen waren.

Hanns schleuderte wohlgemuth beim Schotten-Thore hinaus, und pfiff sich ein Liedchen.

Der Nachmitrtag war heiter, aber kalt.

Der Neustädter langte auf dem Glacis an.

Er war nämlich im Begriffe, von dem genann-

ten Thore nach der Diagonale hinüber gegen die Einmündung der Kaiserstrasse und von dort längst der Häuserreihe gegen die große Kapuzinergasse zu gehen.

Als er beiläufig das Ende der Esplanade erreicht hatte, in der Nähe jener herrlichen Häuserzeile anlangte, die sich heut zu Tage vor dem Mottelé'schen Kaffée angefangen bis gegen das Kriminalgebäude hinzieht, wo aber damals unansehnliche, zum Theil mit Planken eingefriedete Häuser standen, da bemerkte er an seiner Seite einen Burschen, dessen lederne Schürze, berußtes Gesicht, nebst einigen sonstigen cyklopischen Emblemen, in ihm einen Schmieden oder Schlosser erkennen ließen.

War es Sympathie der Gemüther, oder hatte der Schlossergeselle vielleicht auch Vöslauer getrunken, und brach sich demnach die Sympathie des Vöslauers Bahn, genug, der Handwerker ging ebenfalls pfeifend daher und pfiff, o Wunder, er pfiff dasselbe Lied, wie Hanns Steiger.

Der gute Neustädter, als ihm die bekannten Töne zu Ohren kamen, kehrte sich zu dem Arbeiter und sagte: „Mein bester Freund! wenn Sie sich etwas vorpfeifen wollen, so fangen Sie sich ein eigenes Lied an, und lassen Sie das meine ungeschoren."

„Heh, heh,“ lachte der Schlosser, „das ist auch wirklich ein merkwürdiger Zufall, daß wir Beide einander unbekannt, und von verschiedenen Wegen kommend, dennoch eine und dieselbe Melodie gepfiffen haben.“

„Was,“ erwiederte jetzt Hanns, „das ist kein Zufall mehr, das ist schon ein Wunder!“

„Ja,“ sagte der Schlosser, „Sie haben recht, das ist ein Wunder. Nun will ich Ihnen aber einen Vorschlag machen.“

„Lassen sie hören.“

„Da wir vorhin die Melodie jeder einzeln gepfiffen haben, so wollen wir sie jetzt miteinander pfeifen.“

„Angenommen. Wohin führt Ihr weg?“

„Gegen den Schwibbogen.“

„Auch ich nehme diese Richtung. Hängen Sie sich in meinen Arm. So, braver Handwerker. Jetzt pfeifen wir.“

Sie gingen selbander und producirten ein Pfeifduett, daß ihnen die Ohren davon gellten.

„Halt,“ unterbrach der Schlosser das Gassenkonzert plötzlich, „ich will Ihnen noch einen Vorschlag machen.“

„Lassen Sie abermals hören.“

„Da wir miteinander gepfiffen haben, so wollen wir mit einander trinken,."

Hanns kratzte sich hinter den Ohren.

„Mein lieber Freund, miteinander trinken, das wäre schon recht, und mir vollkommen genehm, ich habe jedoch nur ein Bedenken dagegen."

„Und dieses ist?"

„Daß ich heute schon mehr als gewöhnlich getrunken habe."

„Meiner Six," rief der Arbeiter, „das ist bei mir auch der Fall, aber darum möchte ich ja wieder trinken."

„Dann würden wir aber Beide ganz betrunken werden."

„Das wäre schlimm, denn ich muß heute noch zu meiner Liebsten —"

„Da will ich Ihnen einen bessern Vorschlag machen."

„Lassen Sie hören."

„In der Nähe des Schwibbogens befindet sich ein Kaffeehaus, gehen wir hin, und trinken wir einen Schwarzen; ich zahle Alles."

„Oho," entgegnete der überraschte Schlosser, „Sie sind ja ein gar lieber Herr. Am Ende sind Sie auch ein Schlosser."

„Ja," entgegnete der Neustädter muthwillig, „ich bin ein Schloßer."

Er war so rosiger Laune, daß er in diesem Momente gar für einen Sesselträger eingestanden hätte.

„Du bist ein Schlosser," rief der Arbeiter überselig, „dann Bruder komm an mein Herz und laß dich umarmen."

Die Umhalsung ging mitten auf der Strasse vor sich.

Nachdem die Feierlichkeit vorüber war, gingen Beide in das Kaffée in der Nähe des Schwibbogens.

Eine der Seitenstuben, wo sie ungenirt plaudern konnten, nahm sie auf.

Der Schwarze wurde mit Behagen hinabgeschlürft. „Kamerad," nahm der Handwerker das Wort, „Du bist ein ganzer Kerl. Der Kaffee thut wohl."

„Du bist also mit mir zufrieden?"

„Mehr als zufrieden. Ich bin entzückt. Denn wie gesagt, ich muß heute noch zu meiner Liebsten, und wären wir, wie ich anfangs wollte, zu Wein oder Bier gegangen, so hätte ich heute nicht nur meinen Schatz nimmer gesehen, sondern auch die Arbeit versäumt."

„Welche Arbeit?"

„Ich muß da hinauf zu einer Herrschaft, um einige Riegel und Schlösser herzustellen."

„Zu einer Herrschaft? Wohnen da auch Herrschaften?“

„Zufällig. Es ist aber ein prächtig Häuschen, mitten in einem Garten. Jetzt stell' dir vor, Kamerad, wenn diese Arbeit nicht wäre, so könnte ich augenblicklich zu meinem Schatz gehen, und den Abend dort zubringen, so aber werde ich wenigstens um zwei Stunden Wonne verkürzt, und weißt Du, was sechzig Minuten Wonne werth sind. Na, warte nur du Herrschaft in dem Gartenhause, du wirst mir meine Arbeit tüchtig bezahlen! —“

Hanns sah seinen Bekannten theilnehmend an.

In seinem Innern gohr ein Gedanke.

„Kamerad,“ rief er plötzlich aus, „ich mache Dir einen Vorschlag.“

„Schon wieder, laß hören.“

„Mir scheint gar, Du thust spröde, und gebehrdest dich im voraus gegen meinen Vorschlag?“

„Bewahre Bruderherz, was fällt Dir bei? Rede, sprich, ich bin ganz Ohr.“

„Du möchtest zu Deinem Schatz?“

„Weiß Gott, ich möchte es.“

„Gleich?“

„Ja gleich, wenn ich die Arbeit nicht hätte.“

„Oder wenn ein Anderer an Deiner statt die Arbeit verrichten möchte.“

Vor den Augen des Schlossers ging ein ganzes Sonnensystem auf.

Er sah den Neustädter mit großen Augen an.

„Kamerad,“ rief er in Extase, „welch ein großartiger Gedanke! Bei meiner armen Seele, wenn Du kein Schlosser wärst, ich möchte dich für einen Philosofen halten.“

„Du hast mich also verstanden?“

„Ob ich Dich verstanden habe, Bruderherz? frage den Durstigen, ob er die Sprache des Tokayers versteht? Du willst also? —“

„An Deiner statt —“

„An meiner Stelle —“

„Die Arbeit verrichten.“

„Hier die Hand, abgemacht.“

„Abgemacht. Punktum.“

„Nichts Punktum,“ rief der wirkliche Schlosser, „jetzt noch zwei Schwarze, und diese bezahle ich.“

Hanns, um seinen neuen Kameraden nicht zu kränken, willigte ein.

„Halt,“ begann darauf der Geselle von Neuem, „in mir fangen an Bedenken aufzutauchen.“

„Bah," lachte Hanns, „schämst du Dich nicht? Ein Schlosser mit auftauchenden Bedenken."

„Hör mich nur an, und du wirst mir Recht geben."

„Nun wohl, ich höre."

„Ich soll jetzt zu meinem Schatz —"

„So ists abgemacht."

„Und du gehst statt meiner in die Arbeit."

„Fürtrefflich."

„Das kann aber nicht sein."

„Warum nicht?"

„Weil ich Arbeitskleider trage und du ein Sonntags-Gewand."

„Du hast nicht Unrecht," erwiederte Hanns scherzhaft, „wir wollen also die Rollen wechseln. Du begibst Dich in die Arbeit, und ich gehe indessen zu Deinem Schatz."

„Oho," rief der Schlosser zwei Schritte zurückprallend, „das geht nicht, Bruderherz, auf Ehre, das geht nicht. So lieb ich Dich habe, so sehr ich Dich anbete, aber das geht denn doch nicht."

„Nun, so will ich Dir einen andern Vorschlag machen."

„Donnerwetter, Kamerad, bist fruchtbar an Vorschlägen, wie ein Unterrock an Flöhen."

„Pfui Teufel, wer wird denn so gemeine Vergleiche anstellen!"

„Gemein, aber wahr. Jetzt laß hören."

„Ich übernehme die Reparaturen."

„In diesem Gewande?"

„Wir wechseln die Kleider."

Der Schlosser riß den Mund auf.

„Du wolltest?" stotterte er.

„Warum nicht? Ich will hoffen, Du wirst mich um mein Sonntagsgewand nicht prellen."

„Der Satan soll mich holen, wenn ich es thue."

„Nun schnell zum Tausch. Meine schwarze Sammethose und die hohen Stiefel behalte ich auf dem Leibe. Doch mußt Du mir dein ledernes Schurzfell geben."

„Vortrefflich, Bruderherz, da hast Du es."

„Du bekommst meinen kaffeebraunen Rock."

„Dafür gebe ich Dir meine Jacke."

„Meine gelbe Seidenweste und das himmelblaue Halstuch passen auch nicht —"

„Freilich — her damit — da — nimm mein Fetzwerk."

„Jetzt noch den Hut —"

„Bravo, da hast Du meine Kappe."

„Jetzt sind wir verwandelt."

„Bis auf Eines.“ —

„Und dieses ist?“

„Du hast noch kein rußiges Gesicht, aber dem will ich gleich abhelfen.“

Er griff in die Ledertasche, in welcher sich sein Werkzeug befand, und da seine Hand auf diese Weise schwarz wurde, fuhr er dem Neustädter mit derselben einigemale übers Gesicht.

„Donnerwetter, Kamerad, das Ding riecht sehr übel.“

„Du bist mir ein sauberer Schlosser, dem Kohlen und Feilspäne die Nase kitzeln.“

„Sind wir also endlich in der Ordnung?“

„Ich glaube ja. Doch halt, in mir taucht noch ein Bedenken auf.“

„Kamerad,“ entgegnete Hanns unwirsch, „Du wirst es nicht ungütig nehmen, wenn ich mich Deines frühern Vergleichs bediene und sage, Du bist fruchtbar an Bedenken, wie ein alter Unterrock an — Falten.“

„Oho,“ verbesserte der Schlosser, „ich habe nicht gesagt Falten, sondern“ —

„Schon gut, Kamerad. Jetzt aber heraus mit deinem Bedenken.“

„Du sollst es gleich hören. Ich gehe zu meiner Liebsten —“

„Das ist eine abgemachte Sache."

„Ich weiß, was ich dort zu thun habe —"

„Du siehst auch ganz darnach aus."

„Du aber mußt Reparaturen besorgen. Wirst Du dieß auch im Stande sein?"

„Welche Frage? Ich habe Dir schon gesagt, daß ich ein Schlosser bin."

„Das glaubt Dir der Teufel."

„Glaubst Du es nicht," sagte Hanns trocken, „dann gib mir mein Gewand her, und ich gehe meiner Wege."

„Nein, nein! Bruderherz," rief der Schlosser, der in Gedanken schon bei seiner Liebsten war, „nur keine Retirade, abgemacht bleibt abgemacht. Doch wo und wann werde ich mein Werkzeug wieder bekommen?"

„Der Umtausch geschieht Morgen früh in meiner Wohnung."

„Wo wohnst Du?"

„In der großen Kapuzinergasse beim Krebsenzähler Sebaldus Rothlauf."

„Das ist ja ganz in der Nähe."

„Getroffen, Kamerad."

„Also gehab Dich wohl."

Sie verließen das Kaffeehaus.

Als sie auf der Strasse anlangten, sagte Hanns:

„Die Hauptsache hätten wir bald vergessen.“

„Die Hauptsache? daß ich nicht wüßte.“

„Ich weiß ja noch gar nicht das Haus, wo die Reparaturen zu besorgen sind.“

„Komm her, ich werde Dich unterrichten. Siehst Du den Schwibbogen in dieser engen Gasse?“

„Ich sehe.“

„Hinter dem Schwibbogen in der Mauer rechts befindet sich eine Thüre.“

„Eine offene Thüre?“

„Nein, eine geschlossene Thüre. Neben derselben ist ein Glockenzug.“

„Ich weiß Alles.“

„Nichts weißt Du noch, Bruderherz, drum höre: An diesem Glockenzuge machst Du nacheinander vier Züge. Verstanden?“

„Vier, nicht mehr, nicht weniger.“

„Sonst wirst Du nicht eingelassen.“

„Also ich gehe.“

„Halt, Bruderherz, noch Eins. Erweise mir einen Gefallen.“

„Mit Vergnügen.“

„Unsere Wege führen nach verschiedenen Seiten. Wir sind pfeifend zusammengekommen, laß uns auch pfeifend auseinandergehen.“

„Ich bin einverstanden.“

„Wir pfeifen Beide die frühere Melodie, und jeder geht dabei seines Weges.“

„Dein Wunsch soll erfüllt werden.“

„Also fangen wir an.“

Das Gassenkoncert begann.

Sie kehrten sich pfeifend die Rücken, und gingen, ohne sich weiter umzusehen, auseinander.

10.

Hanns durfte kaum zweihundert Schritte zurücklegen, und er stand vor der Pforte in der Garten-Mauer. Er hatte den Glockenzug vor den Augen. Schon griff er darnach, -- doch er besann sich und hielt inne.

Er hielt in seinen Gedanken ein Selbstgespräch, welches ungefähr so lautete: „Ich habe mich da muthwillig in eine Situation begeben, die sich für einen ehrsamen Neustädter nicht ziemt; dies kommt daher, wenn man zu Mittag so gut speist. Jetzt, nachdem der Kaffee das seinige zur Verdauung beigetragen, und ich wieder nüchtern wie ein Spatz bin, jetzt sehe ich es vollkommen ein, daß ich ohne jedem Grund, aus purem Muthwillen, mich da in eine Lage versetzt habe, die mir im günstigsten Falle Verlegenheiten, im ungünstigen aber noch etwas Anderes einbringen kann. Wärs nicht besser, wenn ich jetzt noch umkehrte? Es wäre gerade noch Zeit. Ich kann wohl nageln, feilen und hämmern, aber ich bin doch kein Schlosser.

Freilich der arme Teufel, der jetzt bei seinem Schatz ist, den würde ich in nicht geringe Verlegenheit bringen, wenn ich seine Bestellung nicht ausführte, was soll ich also thun, gehen oder nicht? Aber halt, habe ich nicht mein Wort gegeben? Sein Wort soll jedem Ehrenmanne heilig sein. Also ich gehe."

Der Entschluß war kaum gefaßt, so zog er schon viermal an der Glocke.

Gleich drauf öffnete sich die Pforte. Hanns trat in den Garten. Die Pforte ging hinter ihm zu, ohne daß er Jemanden bemerkt hätte.

„Da wär ich also," brummte er vor sich hin, „jetzt hilft kein Zagen mehr, jetzt heißt es vorwärts mit Gott und für den Schlosser."

Er durchschritt einen Theil des Gartens, bis zu einem niedlichen Hause, welches ein Stockwerk hoch, von allen vier Seiten zugänglich, da stand.

Er betrachtete das Gebäude.

Die Fenster in der Erdetage waren mit einer weißen Substanz angestrichen, so daß jedem Einblicke von Außen vorgebeugt war. Vier schlanke Säulen trugen einen Balkon, welcher durch eine Thüre mit dem obern Stockwerk in Verbindung stand.

Unter dem Balkon befand sich die Pforte, die in das Haus führte. Das Gebäude war bereits alt

und schadhaft; es hätte bedeutende Reparaturen bedurft, um ein angenehmes Aeußere zu erhalten.

Da die Thüre unter dem Balkone ebenfalls geschlossen war, so faßte Hanns den da befindlichen Glockenzug, und zog — da er für diesen Fall keine Instruktionen erhalten hatte — wie gewöhnlich die Glocke.

Nach einigen Minuten öffnete sich in dem Thürflügel ein kleiner Schuber, und eine Männerstimme fragte: „Wer ist es?"

„Der Schlosser," lautete die Antwort.

Die Thüre ging auf.

Hanns prallte zwei Schritte zurück. Ein ebenholz-schwarzer Kerl stand vor ihm.

„Warum erschrickt der Esel?" sagte der Mohr im Tone eines Beleidigten.

„Mein Herr," antwortete Hanns sehr höflich, „ich glaube als guter Oesterreicher das Recht zu haben, in meinem Vaterlande beim Anblick eines Afrikaners etwas überrascht sein zu dürfen. Ich weiß gewiß, man erschrickt bei Ihnen auch, wenn man plötzlich einen W e i ß e n sieht. Was aber den Esel betrifft, so bemerke ich ganz einfach, daß ich kein Esel, sondern ein Schlosser bin. Sehen Sie mein Bester, Sie sind, wie ich bemerke, ein Mohr und nebstbei ein

Bedienter, was würden Sie von mir denken, wenn ich bei einer ähnlichen Gelegenheit zu Ihnen sagte: „Was will der Grobian?"

„Ich würde nicht denken, sondern prügeln."

„Also," versetzte Hanns, „muß ich dasselbe thun."

Bevor der Schwarze noch zu pariren gedachte, hatte er einen solchen Schlag im Gesicht, daß er mit seinen Händen unwillkürlich nach den Wangen fuhr, und dabei ausrief:

„Sie schlagen?"

„Ich folge nur Ihrem Unterrichte," antwortete der Neustädter überaus höflich, „jetzt lassen wir den kleinen Wortwechsel enden, zeigen Sie mir die Arbeit."

Die Entschlossenheit und die Kraft des Oesterreichers mußten dem Afrikaner imponirt haben, denn er sagte: „Gut — enden wir, ich bleibe schuldig. Kommen Sie. —"

Der Mohr ging voran, Hanns folgte.

Sie gingen die Treppe hinauf, welche in das obere Stockwerk führte. Am Ende derselben befand sich wieder eine Thüre.

Der Mohr klopfte; eine Frauenstimme innen fragte: „Wer ist's?"

„Ich bins Hassan," antwortete der Schwarze, „ich bring den Schlosser."

Die Thüre wurde geöffnet, Hanns trat ein, der Mohr blieb zurück.

Eine alte Dienerin empfing ihn, und hieß ihn, ihr zu folgen. Nach einigen Schritten kamen sie in einer großen Halle an, wo mehrere Möbel, Beschläge, Vorhängschlösser umherlagen, die alle reparirt und befestigt werden mußten.

Die Alte ließ ihn allein. Er machte sich an die Arbeit.

„Da hat mans," brummte er gleichsam unzufrieden mit sich selbst, „drei verschlossene Thüren hinter mir, unten einen beorfeigten Mohren und in meiner Nähe ein altes Weib. Das ist ein Muster von einem Herrschaftshaus. Aber es geschieht mir schon recht, warum ließ ich mich auch von Haber stechen? Der Mohr muß wahrscheinlich der einzige Diener sein, sonst hätte er gewiß seine Kameraden zu Hilfe gerufen, und die Kumpanei hätte mir das Lederzeug angestrichen. Aber so bekam er Respekt vor mir, was so eine Ohrfeige nicht alles wirken kann!"

So weit war er in seinem Monologe gekommen, als die Alte plötzlich in der Halle erschien, und ihn zu sich winkte.

Der Neustädter packte sein Werkzeug zusammen und folgte ihr.

Sie leitete ihn durch zwei Kabinette, wies dann auf eine Thüre und ließ ihn allein.

„Aha," sagte der Neustädter, „da soll ich eintreten, da wird es wahrscheinlich neue Arbeit geben, und ich bin mit der andern kaum zu Stande gekommen. Wenn nur schon eine Stunde vorüber wäre, damit ich mich aus dem Staube machen könnte."

Nach diesem herzlichen Wunsche trat er ein.

Er fuhr geblendet zusammen.

Wie tausend Blitze jagte es ihm durch den Leib. Er mußte sich an den Thürflügel hinter ihm lehnen, um nicht umzusinken.

Ein mit zauberischer Pracht ausgestattetes Gemach umfing ihn. Schwere vergoldete Möbel bildeten die Einrichtung. Die Wände und Decke waren eine Mosaik der prachtvollsten Gemälde. Der Boden glatt und spiegelblank, schien wie eine bequeme Eisfläche ausgeschliffen. Aber mehr als Alles dieß wirkte auf den jungen Mann eine Frauengestalt, die auf einem von den kostbarsten Teppichen aufgeschichteten Divan da saß, und ihn mit einem Lächeln anblickte, das Todte hätte lebend machen können. —

Diese Dame war — Theodosia!

Ein schwarzer Ueberwurf, vom echten Lioner Seidensammt, verbrämt mit lichtbraunem Zobel, verhüllte den ätherischen Leib, welcher hingegossen auf den Divan, jene sinnverwirrende Lage annahm, wie sie die Künstler am liebsten wählen, wenn sie die Ehefrau jenes ägyptischen Kämmerers in dem Momente darstellen, wo sie den Sklaven ihres Herrn bei seinem Kleide faßt, und ihn im verbrecherischen Liebeswahnsinn die Worte zuflüstert: „Schlafe bei mir!"

Aus dieser winterlichen Umhüllung schaute der wundersam geformte Kopf mit dem zauberischen Antlitz hervor, so wie eine Frühling athmende Oase, wenn sie durch ein Wunder plötzlich aus einer Schneegegend emportaucht.

Der junge Mann stand starr, unbeweglich, selbst das freundliche Lächeln dieses Wesens vermochte die Wirkung der Ueberraschung nicht aufzuheben. Erst als die lieblichste aller Frauen die Rosenlippen öffnete, und ihm in einem Tone, der mehr ein Flehen, als eine bloße Einladung ausdrückte, zuflüsterte: „Treten Sie näher, Johann!" erst als dieser Zauberton an sein Ohr schlug, da sammelte er sich, schwankte einige Schritte vor, und ließ sich auf einem Stuhle nieder.

Sein Auge hing wie geblendet an dem Wesen, das mit allen Reizen weiblicher Anmuth und Liebes-

seligkeit gesättigt, auf eine unbegreifliche Weise zu ihm hingezogen wurde, ohne daß er sich eine Ursache hievon anzugeben vermochte.

Theodosia war es, welche die eingetretene Pause wieder zuerst unterbrach.

„So sind Sie endlich gekommen," sagte sie lächelnd aber nicht ohne ergreifende Wehmuth, „so lange — so lange haben Sie gezögert!"

Hanns hätte wahnsinnig werden können. Er mußte hier Vorwürfe hören, die er nicht verdiente, und noch dazu von einem Wesen, das gar nicht berechtigt war, ihm Vorwürfe zu machen. Zu dem gesellte sich noch ein Umstand, der ihn fast zur Verzweiflung brachte.

Sein Auge fiel nämlich zufällig in einen hinter dem Divan aufgestellten Steh-Spiegel. Das Bild, welches ihm aus dem Spiegel entgegenstrahlte, schnellte ihn schuhhoh von seinem Sessel empor.

Er saß da in einer schmutzigen Jacke, mit einer zerrissenen Weste, einem fetzen Halstuch, und mit einem rußigen Gesicht, das selbst einem Schlottfeger zur Ehre gereicht hätte.

Durch die plötzlich veränderte Situation hatte der gute Junge der Metamorphose gar nicht gedacht,

bis er jetzt auf eine so niederschmetternde Weise daran erinnert wurde.

Seine Eitelkeit bäumte sich himmelhoch. Er hätte in den Boden versinken mögen, wenn es möglich gewesen wäre.

Nur Eines war im Stande, seine Aufmerksamkeit von Theodosia abzulenken, und dieß war seine eigene äußere Hülle.

Furchtsam und zagend warf er noch einen Blick in den Spiegel, hoffend, daß ihn vorhin vielleicht ein Schreckbild, ein Phantom genarrt habe, aber nein, es war keine Täuschung, er war es selbst, sein Bild in dem häßlichen Schlosserfutteral starrte ihm entgegen.

In Mitten dieser Pracht, dieses Reichthums, dieser Weichheit und Reinheit kam er sich vor, wie eine häßliche graue Raupe, die sich auf einer schneeigen Damastfläche niedergelassen.

„O dieser Schlosser," dachte er in kaum bemeisternder Wuth, „wenn ich ihn da hätte, ich könnte ihn zermalmen."

Einen Moment lang kämpfte er mit dem Entschluße sich zu entfernen, allein er war zu schwach, ihn auszuführen, er blieb.

Dieses Mal schien Theodosia die Antwort des

jungen Mannes mit Hartnäckigkeit abzuwarten. Hanns fühlte auch, daß er etwas sagen müsse, die Verwirrung war aber bei ihm zu einer solchen Höhe gediehen, daß er sich gar nicht mehr entsinnen konnte, was Theodosia zuletzt gesprochen. Er wußte auch nicht, wie er sie anreden sollte. War sie Mädchen oder Frau, Mensch oder Geist, Engel oder Satan?

Der Neustädter befand sich in einer verzweifelten Lage.

Endlich nahm er den ganzen Rest seiner Sinne zusammen und stammelte: „Ich bin wahrlich erstaunt, Sie hier zu treffen. Ich kam hieher, um Reparaturen zu besorgen. —"

Theodosia unterbrach ihn lächelnd, indem sie sagte: „O! Sie täuschen mich nicht. Dieß Gewand ist nicht das Ihre. Sie sind kein Handwerker. Sie wählten diese häßliche Verpuppung, um endlich — endlich zu mir zu gelangen."

Der Irrthum Theodosias stärkte den jungen Mann in dem Maße, als sie durch ihn dem Irdischen näher gerückt wurde. Hanns war auch nicht gesonnen, sie in ihrem Wahne zu bestätigen; denn er war froh, einen Anknüpfungspunkt zu haben, der ihm Gelegenheit bot, Erklärungen herbeizuführen.

Er sagte: „Sie sprechen so freundlich, so herab-

lassend mit mir, und ich weiß nicht, wie ich Sie anreden solle."

„Nennen Sie mich Theodosia."

„Aber der Name allein —"

„Genügt er nicht? Haben Sie ihn nicht schon nennen gehört?" ---

„O ja, aber deßhalb, mein Gott, Sie glauben es nicht wie mir zu Muthe ist. Ich habe Sie tagelang nach jenem Abende in der Kärnthnerstrasse gesucht, ich fand Sie nicht, ich erfuhr nur, daß Sie ein Privatlogis bezogen hatten."

„O," versetzte Theodosia, „Sie erfuhren nichts, weil ich dort verhindert wurde, Ihnen einige Zeilen zu hinterlassen, und weil die Wärter bestochen wurden, damit sie ja keinen Namen nennen."

„Ich habe Sie also gesucht," fuhr Hanns fort, „aber der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, Ihnen zu Liebe diese Maske zu wählen. Ein Zufall ließ mich den Handwerker finden, der hieher bestellt war, aus Uebermuth und Narrheit übernahm ich seinen Dienst, damit er seine Liebste besuchen könne."

Theodosia erröthete.

Hanns, endete: „Ich hatte keine Ahnung, Sie

hier zu finden, hätte ich sie gehabt, ich wäre eher in die Hölle als in diesem Gewande hieher gegangen."

„Sie machen mich sehr traurig," antwortete die räthselhafte Dame, „ich kenne Sie ja in Ihrer wahren Gestalt, warum hätten Sie eine angenommene Hülle zu scheuen."

„Sie kennen mich? Du lieber Himmel, wie glücklich wäre ich, wenn ich von Ihnen das Gleiche sagen könnte."

Theodosia lächelte.

„Muß man denn," sagte sie, „um sich zu kennen, sich gerade im irdischen Zustande gesehen haben?"

Der Neustädter machte ein paar große Augen.

„Am Ende ist sie doch ein Geist," dachte er mit einer Anmahnung von Unheimlichkeit, „am Ende stehe ich unter dem Einfluße irgend einer Fee?"

Dann fügte er laut hinzu: „Sie haben recht, ich habe Märchen gehört und gelesen, wo sich zwei Menschen gekannt haben, bevor sie sich gesehen. —"

„Ah," machte die Dame mit einer frohen Miene, die wahrscheinlich ihre Freude ausdrücken sollte, über die endliche Kapacität des jungen Mannes.

„Es ist wahr," bestätigte er noch einmal, „ich habe solche Märchen gelesen, aber ich habe sie auch immer nur für Märchen gehalten. Was mich außer-

dem betrifft, so muß ich wieder und zwar zu meinem Nachtheile gestehen, daß ich Sie, die reizendste aller Frauen, weder irdisch noch überirdisch kenne, daß ich Sie an jenem Abend zum erstenmale sah in meinem Leben, als Sie nämlich in mein Zimmer kamen." —

„Halten Sie ein," bat die Räthselhafte, indem sie mit ihren beiden hohlen Händen augenscheinlich aus Scham ihr Antlitz verdeckte, „wenn Sie mich achten, wenn Sie mich, das Weib schonen wollen, so erinnern Sie mich nicht an jene unglückselige Nacht. Ich bitte Sie darum."

Hanns hatte nun Ursache zu staunen. Er wurde unwirsch und dachte: „Da soll ein Menschenkind klug werden. Unaufgefordert, und ohne daß ich sie kenne, kommt sie in der Nacht auf mein Zimmer, und ich soll sie daran nicht erinnern?"

Er schüttelte den Kopf und sagte laut: „Gut, ich will davon nie mehr sprechen, aber Sie müssen es doch erfahren, daß ich Sie vorher im Leben nie gesehen habe."

„Auch nicht im Traume?" fragte die Dame."

Hanns sann eine Weile nach, und versetzte treuherzig: „Nein! Auch im Traume nicht! Ich schlafe zu fest, um von Träumen beunruhigt zu werden."

„Oh, mein Gott," lispelte Theodosia, „wie unglücklich bin ich."

„Unglücklich? Und warum unglücklich? Weil ich Sie im Traume nicht gesehen? Sehe ich Sie doch jetzt, und freue mich, Sie gefunden zu haben. Es ist wahr, ich begreife Sie nicht, Sie sind meinem schlichten Verstande ein Räthsel, ich fasse nicht, wie ich, der einfache, unbekannte Bürgerssohn dazu komme, von Ihnen, wie Sie sagen, im überirdischen Zustande gesehen worden zu sein, ich staune darüber, mich von Ihnen bei meinem Namen genannt zu hören, und fast scheint mir das ganze ein Traum: aber es ist auch wahr, daß ich seit Wochen tausendmal an Sie gedacht habe, daß Ihr Bild lebhaft vor meinen Augen stand, daß der Name „Theodosia," den Ihnen jener Mann mit furchtbarer Stimme zugerufen, aus meinem Gedächtnisse nicht schwinden wollte, daß eine nie gekannte Unruhe mein Gemüth bewegte, daß Ihr Anblick mich entzückt. Ja, gewiß, dies alles ist wahr, ich lüge jetzt eben so wenig, als vorhin, da ich Ihren Irrthum bekämpfte."

Die Dame hatte sich während seiner Rede zur sitzenden Stellung erhoben, sie horchte, und Ihre Züge nahmen den Ausdruck begeisterter Wonne an. Ein Lächeln der Seligkeit umspielte ihre Lippen.

„Wenn Sie wüßten," sagte sie, „wie heilsam Ihre Worte meine Seele erheben, Sie würden schon aus christlicher Barmherzigkeit fortsprechen, um mir den lang vermißten Balsam in die blutenden Wunden zu gießen. Ja, Johann! Ich weiß Ihren Namen, er wurde mir geoffenbaret im Traume, ich kenne Sie selbst, denn ich habe Sie schon gesehen im Traume; Ihre Stimme ist mir nicht mehr unbekannt; denn ich habe sie schon gehört im Traume, und Alles, was Sie vor kaum einigen Augenblicken mir sagten, dies Alles sagen Sie heute nicht zum ersten Male, ich habe es schon oft vernommen, aber freilich nur im Traume. Als ich vor einer Stunde da saß, einsam mit meiner Sehnsucht, allein mit meinem Schmerz, da plötzlich fing es an in meinem Hirne Licht zu werden, mein Blick erweiterte sich, meine Seele begann den Körper zu überfluthen. Das, Johann, verkündete, so wie in jener Nacht Ihre Nähe. Ich wurde so wie damals zu Ihnen hingezogen, und nur weil Sie mir immer näher kamen, vermochte ichs, mich auf dem Sitze zu erhalten, sonst hätte jene unbekannte Gewalt in meinem Innern, so wie damals mich auch heute zu Ihnen hingezwungen. Diese Gewalt, die mich in Ihrer Nähe beherrscht, sie war, und ist mir fremd, ich weiß sie nicht zu nennen, ich weiß nur,

daß ihr Ursprung in Ihnen wurzelt. Sie kennen gewiß die natürliche und wunderbare Kraft, die ein Magnet auf das Eisen übt, und die erst dann wirkt, wenn beide Theile in eine gewisse Nähe gebracht werden. So auch ists mit uns. Sie ziehen mich unwiderstehlich an. Sie sind der Magnet, ich das willenlose Eisen. Selig in Ihrer Nähe, fühle ich namenlosen Schmerz, wenn man mich aus derselben reißt."

Der junge Mann entgegnete: „Sie sind ein Räthsel, Theodosia, so für mich, so auch für sich selbst. Ich glaube Ihren Worten, weil es mir unmöglich dünkt, daß in diesen Engelsformen der Geist der Lüge wohnen sollte. Doch gestehen Sie, was fühlten Sie, bevor ein Zufall uns zum erstenmale in solche Nähe brachte, in der ich, wie Sie sagen, Sie beherrsche."

„Ich fühlte Sehnsucht, glühende Sehnsucht nach dem Bilde, das seit Jahren in meiner Seele wohnt. Dieses Bild, Johann, ist das Ihre. Ich vermag Ihnen darüber keine Rechenschaft zu geben, denn was ich weiß, wissen auch Sie schon. Sie erschienen mir im Traume, oft, fast allnächtlich. Wir lernten uns kennen, wir sprachen mit einander. Waren meine Träume Leben oder ist mein ganzes Leben nur ein Traum;

ich weiß es nicht, ich war glücklich und forschte dem Quell des Glückes nicht nach."

„Und ahnten Sie es, daß Sie mich hier in Wien finden würden?"

„Daß ich Sie finden würde? Habe ich Sie doch nie verloren! Sie waren ja immer bei mir, wenn auch nur im Geiste."

„Und fühlten Sie kein Verlangen nach dem Wirklichen."

„Wußte ich, daß es eine Wirklichkeit gebe? Ich hing an meinem Ideale, und dieß genügte mir."

„Wo liegt Ihre Heimath, Theodosia?"

„Jenseits des Meeres, es ist das Land der Griechen."

„Und Sie selbst, sind Sie keine Griechin?"

„Ich bin eine Katholikin. Ein neues Räthsel für Sie, das sich aber einfach und natürlich lösen läßt. Denken Sie sich ein Kind, das in der frühesten Jugend seine Eltern verliert, und von einem entfernten Verwandten nach einem entfernten Land gebracht, und in einem andern Glauben erzogen wird, so haben Sie meine Geschichte."

„Und wie kamen Sie hieher?"

„Darf ich an Sie eine Bitte wagen?"

„Ich bin bereit Ihnen Alles zu gewähren."

„Dann flehe ich Sie an, in dieser Richtung nicht zu forschen, und mir jede Antwort zu erlassen. Was mein Leben betrifft, so soll es zwischen mir und Ihnen kein Geheimniß geben. Sie sollen Alles erfahren, was Sie zu wissen wünschen, nur Eines nehm' ich aus, und dieses Eine ist mein Verhältniß zu dem Manne, der mich hieher gebracht!"

„Ihr Verhältniß?"

„Oh, hegen Sie kein Mißtrauen, verbannen Sie jeden Verdacht, er könnte Sie zum Mißverständniß verleiten, und mich in ein unsäglich Elend stürzen."

„Darf ich auch den Namen dieses Mannes wissen?"

„Es ist der Marquis Saint Germain."

Hanns wurde betroffen, denn auch in seinen Augen, so wie in jenen der Mehrheit des Volkes galt der Chevalier für einen Zauberer, Hexenmeister und Schwarzkünstler.

Die Dame lächelte, doch vermied sie es, eine weitere Bemerkung zu machen.

Der junge Mann, der sich natürlich jenes Gespräches entsann, welches er beim wilden Mann in der Thüre seiner Nachbarn belauscht hatte, sagte jetzt zu Theodosia: „Darf ich noch eine Bitte an Sie richten."

Die Dame nickte bejahend.

„Dann gestehen Sie mir,“ fuhr er fort, „ob Sie freiwillig in diesem Hause wohnen.“

„Diese Wohnung ist meine Wahl.“

„Werden Sie nicht von dem Mohren bewacht?“

„Hassan ist nicht mein Wächter, sondern mein Schützer.“

„Sie dürfen also ausgehen?“

„So oft es mir beliebt.“

„Darf auch ich zu Ihnen kommen?“

Theodosia sah ihn mit einem Blicke an, den der junge Mann zu deuten nicht wagte. Dieser Blick bejahte die Frage nicht, doch verneinte er sie eben so wenig.

„Erlassen Sie mir für heute die Beantwortung dieser Frage,“ versetzte Sie nach einer kurzen Pause, „begnügen Sie sich mit der Versicherung, daß kein Mensch auf dieser Erde das Recht hat, Ihr Kommen zu verhindern.“

Der junge Mann erhob sich.

„Sie verlassen mich schon?“

„Es beginnt zu dunkeln.“

„Sie sind um meinen Ruf besorgt. Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit.“

„Ich gehe, ohne zu wissen wann ich Sie wieder sehen werde.“

„Wir werden uns bald wieder sehen. Es geschähe aber was da wolle, so verlasse ich diese Wohnung nicht, bevor ich Sie gesprochen habe.“

„Theodosia, Sie leben, wie ich jetzt weiß, eine Fremde unter Fremden. Der Schutz eines braven Mannes ist in solcher Lage Goldeswerth, wer weiß, was die Zukunft Trübes in ihrem Schooße birgt. Ich bin jeden Augenblick Ihnen zu helfen bereit, Sie dürfen nur wünschen, und ich bin zur Stelle. Ich will Ihnen daher meine Wohnung anzeigen.“

Die Dame ließ ihn nicht vollenden.

„Ums Himmelswillen, nein,“ rief sie mit aufgeregter Heftigkeit, „sagen Sie mir Ihre Wohnung nicht, wenn Sie mich achten, wenn nur ein Funke Wohlwollens für mich in Ihrem Herzen glimmt, so verrathen Sie mir Ihre Wohnung nicht; Johann ich beschwöre Sie, sein Sie barmherzig, und führen Sie ein armes krankes Mädchen nicht in Versuchung.“

Sie hatte sich bei diesen Worten vom Divan aufgerichtet, und zu einer fast majestätischen Stellung erhoben.

Die Worte, die sie sprach, waren dem Tone nach

eine Bitte, den begleitenden Geberden zu Folge ein Befehl.

Die Poesie ihrer Erscheinung wirkte in diesem Augenblicke mit so gigantischer Gewalt, daß selbst Hanns, diese gutmüthige aber hausgebackene Natur von ihrer Heiligkeit ergriffen, auf die Knie sank, und seine Hände wie zu einer Heiligen flehend erhob.

Ein Engelslächeln Theodosias kräftigte ihn wie eine glückbringende Verheißung, er erhob sich, und verließ, ohne weiter ein Wort zu wagen, das Gemach.

Theodosia blieb nach seiner Entfernung regungslos stehen.

Sie war bleich und zitterte.

Sie zitterte im Bewußtsein des Schmerzes, der ihr bevorstand.

Jeder folgende Augenblick drohte die Qual zu bringen.

Sie horchte hinaus.

Plötzlich zuckte sie zusammen . . . . .

Ein jammervoller Schrei entrang sich ihrer Brust.

Sie stürzte ohnmächtig auf den Divan.

Wäre die Rose nicht stumm, sie würde solchen Schmerz verrathen, wenn man sie gewaltsam von dem Busche trennt.

11.

Es war in der Nacht des siebzehnten Dezember.

Desselben Tages, der im Kalender den Namen des heiligen Lazarus führt.

Die Uhren der Stadt und Vorstadtthürme verkündeten die zehnte Stunde.

Da wurden zu gleicher Zeit drei, von einander entfernt wohnende Personen von einem Besuche überrascht.

Wir wollen diese Personen nennen.

Die Gräfin Leontine von Ostberg in der Herrngasse.

Seine Eminenz der Kardinal-Erzbischof, Graf Christof von Migazzi im erzbischöflichen Palais auf dem Stefansplatz.

Seine Durchlaucht Fürst Kaunitz-Rittberg, kais. königl. Hof- und Staatskanzler, in seinem Palais auf Mariahilf.

Wir haben erwähnt, daß jede dieser Personen um die zehnte Abendstunde einen Besuch erhielt.

Wir wollen die Scenen einzeln vorführen.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Leontine war eben aus dem Nationaltheater heimgekehrt.

Sie befand sich zufällig in jenem Gemache, wo sie gewöhnlich Gesellschaft zu empfangen pflegte.

Ein Brief, den sie am Nachmittage erhalten, gab ihr Stoff zu ernstem Nachdenken.

Louise hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Die Kammermamsell trat bei der Gräfin ein, und meldete einen Cavalier.

„Ein Cavalier," sagte Leontine, „ich empfange um diese Stunde keinen Besuch, und weiß mich auch nicht zu entsinnen, daß ein Besuch angesagt worden wäre. Erkundigen Sie sich um den Namen.

Das Mädchen ging hinaus, kehrte nach einigen Augenblicken zurück und meldete: „Hanns Steiger aus Wiener-Neustadt!"

Leontine lächelte überrascht und versetzte: „Er ist mir willkommen."

Das Mädchen entfernte sich. Ein Mann trat ein.

Es schlug gerade zehn Uhr.

Es war nicht Hanns.

Der Eingetretene, kaum dreißig Jahre alt, präsentirte eine wirklich noble Gestalt. Seine Haltung, sein Benehmen, sein Anzug waren elegant.

Das ovale Antlitz war ganz bartlos. Die Stirn hoch, das Auge lebhaft, die Na e edel geformt, die Bildung der Lippen ein fortwährendes Lächeln. Der Charakter seiner Physiognomie war Anmuth, Lieblichkeit und Geist. Man kann sich keinen schöneren, keinen einnehmenderen Mann denken.

Im Einklange mit seinem Wesen stand seine Kleidung. Sie war ganz nach französischem Schnitt. Rock und Beinkleider von himmelblauem Sammt, mit Silberfäden ausgestickt. Eine Binde vom weißen Atlas umschlang den hübschgeformten Hals. In einem Kuppeltäschchen an der linken Seite stack ein Galanterie-Degen, dessen kostbar verzierter Griff aus einer Oeffnung des Rockes hervorguckte. Hochgestöckelte Glanzschuhe mit Silberschnallen, und Seidenstrümpfe bekleideten den nettesten Fuß. Eine Perüke mit lockigem Seitenhaar deckte den Kopf, zu dessen sonstigen

Eigenschaften auch die Klugheit mit eingerechnet werden muß.

Leontine erschrak, als dieser ihr ganz fremde Cavalier eintrat.

Er verneigte sich mit Anmuth und lächelte, letzteres nicht ohne eine kleine Beigabe von Ironie.

Leontine war sehr böse.

„Mein Herr," sagte sie mit finsterm Blicke, „ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, wer Sie aber auch immer sein mögen, so finde ich es eines Mannes von Ehre unwürdig, sich bei einer Dame unter falschem Namen einzuschleichen."

„Meine gnädige Gräfin," erwiederte der Fremde mit der wohlkligendsten Stimme, die ein Mann nur haben kann, „ich bin wirklich Cavalier."

„Um so schlimmer, mein Herr, dann hätten Sie sich um so weniger einer Unwahrheit bedienen sollen."

„Um so schlimmer, meine Gnädige, aber nicht für mich, sondern für Sie. Es ist in der That sehr traurig, wenn ein Cavalier bei einer Dame von Stand, bei einer Gräfin von Ostberg, den Namen eines Plebejers annehmen muß, um vorgelassen zu werden."

Leontine wurde roth und biß in ihre rosigen Lippen.

Der Fremde weit davon entfernt von seiner erlangten Uebermacht Gebrauch zu machen, sagte in einem edelmüthigen Tone: „Gnädige Frau, zürnen Sie mir nicht, ich wollte Ihnen nicht wehe thun, ich weiß Frauen-Gefühle zu achten, vergessen Sie, was ich gesprochen, damit unsere fernere Unterredung ohne Groll fortgeführt werden könne."

„Aber mein Herr," stammelte Leontine befangen, „mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?"

Und bescheiden, fast traurig ohne aufzublicken, erwiederte der Fremde: „Ich bin der Marquis Saint Germain."

Leontine wich vor Schreck einige Schritte zurück.

Saint Germain sah sie mit einem flehenden Blicke an und sagte: „Werden Sie die Gnade haben mich anzuhören?"

Die Gräfin winkte ihm bejahemd zu, wies stumm auf ein Fauteuil, und nachdem der Marquis sich niedergelassen hatte, nahm auch sie auf einem Sopha Platz.

Der Marquis begann: „Vor Allem muß ich Sie anflehen, reizende Gräfin, auf den jungen Mann, dessen Namen ich mißbraucht habe, ja nicht den Verdacht einer Indiscretion zu werfen. Ich versichere Sie auf Cavaliers Parole, daß er nicht geplaudert hat, und

daß ein Saint Germain aus ganz andern Quellen schöpft, wenn er Geheimnisse erforschen will. Zum Beweise der Wahrheit meines Anspruches will ich Sie an das Schreiben erinnern, welches Sie heute Nachmittag durch die kleine Post erhalten haben."

Leontine wurde abermals betroffen. —

„Mein Herr — Sie wissen —"

„Daß Sie ein Schreiben erhalten? Du lieber Himmel, das zu erfahren, dazu gehört kein besonderes Pyramidentalent, ein ins Haus schleichender Postbote, und das Geheimniß ist verrathen. Aber ich habe es schon erwähnt, ich schöpfe nicht aus gewöhnlichen Quellen. Ich weiß nicht nur, daß Sie ein Schreiben erhalten, sondern ich weiß auch, was dasselbe enthält."

„Oh, oh," machte die Gräfin.

Der Marquis fuhr fort: „Ich weiß nicht nur, was dieses Schreiben enthält, sondern ich bin auch im Stande, Ihnen, wenn Sie es wünschen, den ganzen Brief Wort für Wort aus dem Gedächtniße herzurecitiren."

Die Gräfin wurde bleich, und griff in der Angst ihres Herzens nach ihrem Busen.

„O, wie glücklich ist der Brief," sagte der galante Marquis, „dem solche Ruhestätte gegönnt ist."

Leontine zog in der That das erhaltene Schreiben hervor, sie wollte sich überzeugen, daß sie auch noch immer in seinem Besitze sei.

„Wünschen Sie den Inhalt des Schreibens von mir zu hören?“ fragte Saint Germain.

Leontine entschlossen, dem räthselhaften Manne keine Klippe aus dem Wege zu räumen, antwortete: „Ja!“

Saint Germain hielt die Fläche seiner rechten Hand wie einen Schirm vor die Augen, und nachdem Leontine den Brief entfaltet hatte, um sich streng von der Genauigkeit des Wortlautes zu überzeugen, begann der Marquis den Inhalt des Briefes aus dem Gedächtniße kundzugeben:

„Hochzuverehrende Frau Gräfin!“

„Ihr gänzliches Stillschweigen liefert mir den „Beweis, daß Sie mit dem von mir empfoh„lenen Bürgermädchen vollkommen zufrieden sind. „Ich bin darüber sehr erfreut, denn es gewährte „mir von jeher viele Freude, Ihnen dienen zu kön„nen.

„Wäre ich von Geschäften nicht überhäuft, ich „würde gewiß so frei sein, meine Aufwartung bei

„Ihnen zu machen, allein es ist in diesen Tagen „nicht möglich

„Wie ich wahrnehme, sind Sie mit dem Kapu„ziner Pater Innocentius zufrieden, dieß freut mich, „jedoch zwingt mich mein Gewissen, Ihnen zu „rathen, daß Sie dem jungen Mann, in Be„zug auf Discretion, keinen rechten Glauben schen„ken. Ich habe Gründe, ihm in dieser Beziehung „nicht zu trauen.

„Wie Sie schon vernommen haben werden, be„findet sich der Marquis Saint Germain in un„sern Mauern."

„Halten Sie ein," unterbrach ihn die Gräfin, „ich staune Ihr Wundertalent an, und erkläre mich für besiegt."

„Sie erlauben schon, gnädige Frau Gräfin," versetzte Saint Germain, „da ich den einen Theil des Briefes Ihnen zu Liebe kundgegeben habe, daß ich den andern mir zum Vergnügen wiederhole. Ich fahre also fort:

„in unsern Mauern. Der Mann scheint etwas „im Schilde zu führen. Dieß zu erfahren, wäre „für mich von großer Wichtigkeit. Ihnen, meine „Gnädige, wird es ein Leichtes sein, dem Mar„quis Intresse einzuflößen. Ich traue auf Ihre

„Klugheit und auf ihren guten Willen, den Sie „bisher uns gegenüber an den Tag gelegt haben. „In der Hoffnung, von Ihnen baldigst Näheres zu „erfahren, zeichne ich mich mit vorzüglicher Hoch„achtung Ihr ganz Ergebenster

Leonhardt Baron v. Dienstag."

Leontine verbarg den Brief zitternd in ihrem Busen.

Der Marquis ließ seine Rechte von dem Gesichte herabsinken, und sah die Gräfin lächelnd an. Ein unheimliches Schweigen griff um sich.

Der Marquis machte demselben ein Ende, indem er wieder das Wort nahm: „Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie meinem Muthe die gebührende Anerkennung nicht versagen werden. Sie blicken mich fragend an? Gehört dazu vielleicht kein Muth, sich freiwillig in die Gefahr zu begeben? Der ehrenwerthe Briefsteller behauptet, es würde Ihnen ein Leichtes sein, mir für Sie Intresse einzuflößen, und ich suche Sie selbst auf, stürze mich in die Flammen Ihrer Augen, lasse mich umschnüren von Ihren Reizen, und überliefere mich Ihnen mit Leib und Seele; Gehört dazu nicht viel Muth? Oder halten Sie mich, gnädige Frau, für einen unempfindlichen Barbaren, ohne Herz, ohne Sinn für Schönheit?"

„Herr Marquis," versetzte Leontine fast gekränkt, „sind Sie gekommen, eine schwache wehrlose Frau zu demüthigen? Wollen Sie es mich empfinden lassen, daß ein Mann es gewagt hat, mir Dinge zuzumuthen, die Ihre Eigenliebe mit Recht verletzen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß der Schreiber jenes Briefes nicht berechtigt ist, an mich eine solche Zumuthung zu stellen. Dieß meine einzige Vertheidigung."

„Mir gegenüber hat es derselben nicht bedurft, denn für mich — ich spreche dies nicht um zu prahlen und es steht Ihnen frei, mir es zu glauben oder nicht — für mich gibt es keine Geheimnisse. Ich erforsche Alles, was ich wissen will. Ich bin nicht gekommen, Sie zu demüthigen, sondern Ihnen zu dienen, ich bin auch überzeugt, daß Sie nichts thun werden, um mir Intresse für Sie einzuflößen, im Gegentheil ich wünsche, daß Sie sich für mich intressiren. So hören Sie denn: was in dem Briefe von dem Pater Innocentius gesagt wird, ist eine aus der Luft gegriffene Verläumdung. Man geht nämlich damit um, Ihnen statt des jungen Kapuziners einen andern seines Ordens zum Messelesen aufzubringen."

„Und warum dieß?"

„Die Gründe sind, ich muß aufrichtig sein, Neid und Verdacht." —

„Verdacht?" rief Leontine in einem Tone, der bewies, daß sie in diesem Falle wirklich rein von jeder Schuld war.

„Ja, Verdacht," erwiederte der Marquis, „Sie kennen wohl das alte Sprüchlein, wie der Schelm ist, so denkt er. Um jedoch den ausgesprochenen Verdacht zu bemänteln, wird man einen andern Vorwand benützen. Der junge Pater ist nämlich bei seinen Obern des Liberalism verdächtig. Er steht mit Rautenstrauch, Molinari in Verbindung, kennt den Therme, Blarer und andere freisinnige Männer, er ist mit einem Worte ein Kaiserlicher und kein Römling. Gründe genug, den jungen Freidenker zu zügeln, ihm jede Verbindung mit der Außenwelt abzuschneiden, um ihm dadurch die Vorwände zum alleinigen Ausgehen zu benehmen. Es wäre schade um den jungen Mann. Er ist ein Talent, ein Feuerkopf — doch nun zu etwas Anderm, und zwar zu der Ursache meines heutigen Besuches. Ich habe eine Bitte an Sie."

Die Gräfin sah ihn fragend an.

„Sind Sie geneigt mir eine Bitte zu gewähren?"

„Nicht unbedingt," versetzte Leontine.

„Ich bin zu jedem Gegendienst bereit. Vor Allem lassen Sie uns Freunde werden."

Leontine lächelte und sagte: „Aber ohne inneres Intresse.“ —

„Ich bins zufrieden.“

„Sie sehen, ich bin aufrichtig.“

„Das freut mich.“

„Also kommen Sie zur Sache, Herr Marquis.“

„Ich bin daran. Ein Fräulein, das meiner Obhut anvertraut ist, Sie sehen, ich bin auch aufrichtig, befindet sich in Wien. Ich wünschte nur, daß diese Dame einige Male an ihrer Seite, schöne Gräfin, öffentlich erscheine.“

„Herr Marquis“ —

„Fürchten Sie nicht, gnädige Frau, mein Schützling ist die personificirte Tugend, aber Eines muß ich dennoch bemerken, sie ist eine Venus an Schönheit, eine Juno an Hoheit.“

„Ei, ei, Herr Marquis,“ drohte Leontine schalkhaft, „unter solchen Verhältnissen wäre es mir freilich schwer gewesen, Ihnen Intresse einzuflößen.“

Saint Germain machte eine Schulterbewegung und zog zugleich die Stirn in Falten, ohne jedoch etwas zu erwiedern.

„Können Sie mir auch die Gründe Ihrer Bitte angeben, Herr Marquis?“

„Dies, meine reizende Gräfin, bin ich im Augen-

blick nicht im Stande. Doch Sie haben mich vorhin unterbrochen, ich bin noch nicht zu Ende."

„Noch nicht?"

„Die Hauptsache kommt erst. In dem Falle, daß Sie in meine Bitte willigen, dürften Sie meinen Schützling nicht als Fremde, sondern als Freundin behandeln, und wenn Sie erst das Mädchen gesehen haben, beim Himmel, ich wette, Sie werden sich zu ihm hingezogen fühlen."

„Sind Sie jetzt zu Ende, Herr Marquis?"

„Ich bin zu Ende, und was ist Ihre Antwort?"

„Wünschen Sie dieselbe gleich?"

„Wenn auch nicht augenblicklich, so wenigstens in den nächsteu Tagen."

„Sie soll Ihnen werden."

„Darf ich auf eine Günstige hoffen?"

„Ich werde den Entschluß erst fassen, doch glaube ich, daß ich nicht „Nein" sagen werde."

„Rechnen Sie auf meinen Dank, Frau Gräfin?"

Beide erhoben sich.

„Bevor ich gehe, noch eine Bitte. Wieviel ist es jetzt an Ihrer Uhr?"

Die Dame blickte auf die Uhr. „Es war gerade Eilf."

„Ich bitte, wollen Sie gnädigst den Tag und

die Stunde meines ersten Besuches im Gedächtniße behalten. Wir haben heute den siebzehnten Dezember, ich bin um die zehnte Stunde gekommen, und entferne mich Punkt eilf aus Ihrem Gemache."

Die Gräfin blickte ihn stutzend an, er küßte ihr ehrerbiethig die Hand, machte eine tiefe Verbeugung, und ging gemessenen Schrittes aus dem Gemache.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es war in derselben Nacht des siebzehnten Dezember.

Der Kardinal-Erzbischof von Wien schritt in seinem Gemache nachdenkend auf und nieder. Vom Stefansthurme herab erdröhnte die zehnte Stunde.

Da ging eine geheime Tapetenthüre auf.

Zum Schrecken des Erzbischofs trat ein fremder Mann von kaum dreißig Jahren ein. Seine Erscheinung war höchst elegant. Seine blausammt'ne silbergestickte Kleidung verrieth französichen Urſprung. Sein Antlitz war rein, seine Stirne hoch, das Auge lebhaft, die Nase edel geformt, die Lippe fortwährend zu einem Lächeln gestaltet. Aus der Seitenöffnung des Rockes sah der kostbar verzierte Griff eines Galanteriedegens

hervor. Den einnehmenden, klugen Kopf bedeckte eine Perüke mit lockigem Seitenhaar.

So wie in derselben Zeit die Gräfin von Ostberg, so erschrack auch der Kardinal.

„Mein Herr," fragte er barsch, „wie kommen Sie zu dieser Thüre herein?"

Statt aber zu antworten, fragte der Eingetretene mit fast burschikosem Tone: „Haben Euer Eminenz vielleicht jemand Andern erwartet — vielleicht gar — oh, oh — Euer Eminenz in diesem Alter, ich wag es kaum zu denken."

Der Kardinal wurde über und über roth, eine gräßliche Verlegenheit hatte sich seiner bemeistert, doch bezwang er sich, und indem er einen drohenden Ton annahm, der ihm aber sehr schlecht gelang, sagte er: „Entfernen Sie sich, oder ich werde die Dienerschaft herbeirufen."

„Dieß könnten Euer Eminenz in dem Falle thun," erwiederte der Mann mit dem Galanteriedegen, „wenn Euer Eminenz ein Liebhaber von Skandalen wären, was ich aber kaum glaube. Angenommen aber, ich wäre nicht der, der ich bin; angenommen ich wäre ein ganz gewöhnlicher Mensch. Was würde Ihnen Ihre Dienerschaft nützen? Sie könnten mich allenfalls bei der Hausthüre mit Gewalt hin-

auswerfen lassen, und ich würde bei der geheimen wieder hereinkommen, oder würden Sie vielleicht Morgen diese Thüre vermauern lassen? Das würde Ihnen ebenfalls wenig nützen, denn bedenken Sie nur Herr Kardinal das Aufsehen, wenn übermorgen eine Flugschrift erschiene mit dem Titel: „Der geheime Gang im erzbischöflichen Palais, oder wie seine Eminenz der Herr Kardinal-Erzbischof von dem Marquis Saint Germain zum ersten Mal besucht wurde."

Migazzi fuhr bei diesem Namen zurück, als ob er von einer Schlange gestochen worden wäre. Er wagte es kaum, den Fremden anzublicken. Mit Mühe vermochte er die einzelnen Worte zu stammeln: „Sie — sind — der"

Der Andere kam ihm zu Hilfe, indem er nachlässig die Worte hinwarf: „Ja, ich bin der Marquis Saint Germain."

Nach einer Weile setzte er mit aller Courtoisie, die ihm zu Gebote stand, mit sehr feiner Betonung hinzu: „Es thut mir leid, Euer Eminenz einige Augenblicke unangenehm zu sein, ich werde jedoch meinen Fehler wieder gut machen. Ich habe diese ungewöhnliche Weise meines Besuches nur gewählt, um Euer Eminenz zu schonen."

„Mich?“ fragte der Prälat, aufs höchste erstaunt.

„Ja, Sie! Denn sehen Sie, Herr Kardinal, angenommen, ich wäre am Tage gekommen, oder auch am Abend, ich wär natürlich in meiner Equipage vorgefahren, hätte mich anmelden lassen, und am andern Morgen würde ganz Wien von dem Besuche gesprochen haben, den Saint Germain beim Erzbischofe abgestattet hat. Und was hätten die guten Wiener da alles kombinirt? Und Ihre Feinde, Ihre zahlreichen Feinde, Herr Kardinal, welchen Lärm hätten sie geschlagen.“ —

„Da haben Sie nicht ganz Unrecht, Herr Marquis,“ erwiederte der Kirchenfürst mit stolzem Tone, „aber war es denn auch unumgänglich nothwendig, daß Sie mich überhaupt besuchten?“

„Es war nothwendig, Eminenz, denn ich wollte mich weder mit dem Herrn Matt und Leonhard, noch mit dem Grafen Garampi, noch mit den Kapuzinern in Verbindung setzen; ich halte es mit dem trivialen Oesterreichischen Sprüchlein, und gehe lieber zum Schmiedt als zum Schmiedl.“

Migazzi wurde bei der Aufzählung seiner Verbündeten wieder verlegen.

„Mein Herr,“ sagte er zagend, „Sie haben da vorhin Namen genannt“ —

„Die Euer Eminenz wohl kennen,“ unterbrach ihn Saint Germain, gleichsam, um ihm eine Ausflucht zu ersparen, „bei denen Sie sich aber wundern, daß auch i ch sie kenne. Du lieber Himmel, da gibt es noch andere Dinge und Wesen, die mir nicht unbekannt sind, trotzdem ich nicht das Glück hatte, unter der vorigen Regierung Mitglied der Keuschheitskommission gewesen zu sein.“

Migazzi fühlte die teuflisch-boshafte Bemerkung wie einen feinen Nadelstich in sein Herz gleiten, aber er hüthete sich den Handschuh aufzuheben, sondern wich der Gefahr durch eine geschickte Wendung aus.

„Sie sind also gekommen,“ sagte er mit einem viel geschmeidigeren Tone als bisher, „sich mit mir in Verbindung zu setzen?“

„Verzeihen Eminenz, dieser Ausdruck wäre meinerseits einem so hohen Würdenträger gegenüber zu kühn. Man spricht anders von dem Gebieter, und anders von den Werkzeugen.“

Der Stolz des Erzbischofs fühlte sich durch diese Bemerkung geschmeichelt. Er wurde herablassender, freundlicher.

„Wollen Sie mir also die Ursache Ihres Besuches bekannt geben?“ fragte er.

Saint Germain erwiederte: „Ich kam um Euer Eminenz zu dienen.“

„Um mir zu dienen!“ rief Migazzi nicht ohne Selbstvergnügen, „fürwahr; w e m ein Marquis von Saint Germain gefällig zu sein sich entschließt, der kann auf tüchtigen Succurs bauen.“

„Ich bin nicht ganz ohnmächtig.“ —

„Wie bescheiden; Ich habe von Ihnen Dinge gehört, die Sie zum Mächtigen stempeln.“

„Ich besitze einige Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften, und habe einen Scharfblick, vor dem es keine Geheimnisse gibt. Kennen Euer Eminenz schon das neueste Ergebniß in Rom?“

Der Kardinal verneinte etwas verwirrt diese Frage.

„So will ich es Ihnen mittheilen. Sie haben jüngst die Nachricht von einem Entschluße Seiner Heiligkeit des Pabstes erhalten. Bei dieser Gelegenheit ist der Kourier des Nuntius um zwölf Stunden später gekommen, als jener des Herrn von Matt. Nun will ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, da mein römischer Kourier jederzeit um vier Tage früher eintrifft, wie jener des Herrn von Matt. Wir haben

heute den siebzehnten Dezember. Vorgestern — nämlich am fünfzehnten — ist in Rom das offene Breve unterzeichnet worden, welches den Wunsch Euer Eminenz realisiren wird."

Der Kardinal wurde von Freude und Staunen überfallen.

„Wär es möglich?" rief er, „das Breve ist bereits unterzeichnet, es wird also längstens in einigen Tagen hier sein, und vorgestern geschah es — aber Herr Marquis, Sie erlauben mir schon eine Frage — am fünfzehnten in Rom unterzeichnet, und am siebzehnten Abends in Wien bekannt, das ist nicht möglich?"

„Nicht möglich? und warum nicht?"

„Weil kein Kourier in dieser Zeit einzutreffen vermag."

„Dafür bin ich aber auch der Marquis Saint Germain, daß ich keines gewöhnlichen Kouriers bedarf."

„Die nächsten Tage werden zeigen, ob Ihre Angabe sich bestätigt," sagte der Prälat.

„Ganz gewiß," erwiederte der Marquis. „Und nun Herr Kardinal will ich Ihnen den ersten Dienst erweisen."

„Ich bin gespannt."

„Ich will Sie warnen."

„Warnen? Vor wem? Vor meinen Feinden?"

„Nein, Eminenz, vor Ihren Freunden, und zwar vor Herrn von Matt."

„Herr Marquis. —"

„Euer Eminenz trauen Sie Herrn von Matt nicht."

„Aber, Herr Marquis." —

„Es steht Ihnen frei, Herr Kardinal, von meiner Warnung Nutzen zu ziehen, oder nicht, aber ich rathe Ihnen, trauen Sie ihm nicht. Euer Eminenz wähnen in ihm ein Werkzeug zu besitzen, und er ist auf dem besten Wege aus Ihnen Eines zu machen."

„Herr Marquis, Sie verletzen."

„Der Arzt verursacht ebenfalls Schmerzen, aber er heilt die Wunde."

„Was Sie behaupten, kann nicht sein. Sie irren sich."

„Ich irre selten, diesesmal am wenigsten."

„Ich weiß keinen Grund, um Herrn von Matt mein Vertrauen zu entziehen."

„Aber ich weiß Einen."

„So sprechen Sie."

„Weil auch er Ihnen nicht traut."

„Und warum nicht?"

„Weil — doch ich fürchte wieder zu verletzen.“

„Sprechen Sie ungescheut.“

„Ich will, um Euer Eminenz zu schonen, eine Fabel zum Mittel wählen. Es war einmal ein Jude. Ich spreche von einer Zeit, wo die Juden noch nicht geduldet waren, und wo sie noch nicht das Recht besaßen, Menschen sein zu dürfen. Dieser Jude wurde Christ, die ganze Welt wußte, daß er es nicht aus Gewissensdrang that, sondern um der irdischen Vortheile der Christen theilhaftig zu werden. Was geschah? Während er früher nur von Christen verspottet ward, wurde er es jetzt von Jud und Christ. Die Juden sahen in ihm einen Abtrünnigen, die Christen trauten ihm als Renegaten nicht. Und dieß Alles geschah deßhalb, weil nicht Ueberzeugung, sondern Vortheil ihn geleitet hatte.“

Saint Germain schwieg.

Der Kardinal sah düster zu Boden.

„Man traut mir nicht!“ murmelte er vor sich hin, dann erhob er sein Haupt, und sagte zu dem Marquis mit ernster Stimme: „Man thut mir Unrecht, mich für einen Mann zu halten, der seiner Ueberzeugung untreu geworden ist. Ich war einst ein Beförderer des Fortschrittes und der Aufklärung, wenn ich es nicht mehr bin, so ist die gemachte Er-

fahrung daran Schuld, und nicht ein Meinungswechsel. Mögen meine Feinde mich immerhin einen politischen Renegaten nennen, mögen Sie meinen Handlungen die unlautersten Motive unterlegen, ich fühle mich über alle Anschuldigungen erhaben; denn ich jage nicht nach Idealen, sondern erwäge stets die Zeit und den Ort meines Wirkens. Herr Marquis, Sie haben sich mir, wenn auch auf etwas sonderbare Weise, so doch freundlich genähert; was auch die Welt von Ihnen halten möge, daß Sie ein kluger Kopf sind, darin kommen Alle überein. Gestehen Sie also selbst frei und offen, kann das jetzige Sistem zum Heile führen?"

„Wenn Euer Eminenz fragen: Ob es zum Heile führe? so antworte ich mit: „Ja!" Wenn Sie aber fragen, ob es ein Heil sei? So antworte ich: „Nein!"

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Die Erklärung ist ganz einfach. Das jetzige Sistem, als Frucht betrachtet, hat keine Dauer, folglich keinen Werth, aber als Saame für eine künftige Zeit ist es von ungeheurer Bedeutung, und von einer unermeßlichen Fruchtbarkeit."

„Sie sind also ein Anhänger des Kaisers?"

„Euer Eminenz irren, ich bin nur ein Anhänger der Zukunft.“

„Sie billigen aber sein System?“

„Euer Eminenz vergeben, man billiget Manches, was man nicht ändern kann.“

„Sie weichen mir aus, ein Beweis, daß Sie sich mir nicht nähern wollen.“

„Finden Sie dieß wünschenswerth, Herr Kardinal?“

„Soll ich aufrichtig sein? Ja, Herr Marquis.“

„Ich habe aber versprochen, mich neutral zu verhalten. Ich bin der Partheikämpfe müde, wenn man so wie ich ein Jahrhunderte langes Leben führt, da bekömmt man des ewigen Haders genug.“

„Wird Ihnen das Einhalten einer strengen Neutralität auch möglich sein?“

„Mir ist alles möglich, was ich beschließe; denn ich bin so klug, nicht zu beschließen, was mir unmöglich ist.“

„Sie nehmen also meinen Antrag nicht an?“

„Weil ich alle Anträge zurückweise; außerdem es müßte sichs Jemand einfallen lassen, den Löven aus seiner Höhle zu locken.“

Saint Germain betonte die letztern Worte so markig, daß sie dem Kardinal auffielen. Seine Verlegenheit bezeugte auch, daß er sich dieser seiner ei-

genen, zu Herrn Matt gesprochenen Worte entsann, als jüngst von dem Marquis die Rede war.

In diesem Augenblicke schlug es eilf Uhr.

„Eure Eminenz vergeben,“ sagte der Chevalier, „meine Stunde schlägt.“

„Sie eilen schon, Sie werden wohl wieder von sich hören lassen?“

„O gewiß. Zum Schluß eine Bitte. Wie Eure Eminenz die Gnade haben sich zu entsinnen, so bin ich Punkt zehn Uhr in dieses Gemach getreten, nnd verlasse es jetzt um die eilfte Stunde. Wollen Sie also diesen meinen Besuch mit Angabe der Stunde und des Datums, wir haben heute den siebzehnten Dezember, gnädigst vormerken. Es dürften diese Zeilen Ihnen und mir nützlich werden.“

Der Kardinal sah ihn forschend an.

Saint Germain verbeugte sich, und verließ mit gemessenen Schritten das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es war in der nämlichen Nacht des siebzehnten Dezembers.

Ueber das Glacis gegen die Mariahilfer Hauptstrasse rasselte eine mit vier prächtigen Schimmeln be-

spannte Karosse. Außer den beiden Laternen von Krystallglas, welche rechts und links des pelzumhüllten Pferdelenkers befestiget waren, und ihr Licht freigebig genug auf die winterliche Strasse warfen, liefen noch zwei herrschaftliche Laufer mit lodernden Fakkeln vor den Pferden einher, um auf diese Art als Wegweiser, Beleuchter und Geschwindigkeitsmesser zu dienen. Auf dem Bock rückwärts stand ein reichgallonirter Husar.

Das prachtvolle Gespann bewegte sich in majestätischem Trabe, die genannte Hauptstrasse hinauf, bog, als es oberhalb der Pfarrkirche, in der Nähe des heutigen Kreutz-Gasthauses angelangt war, links ein, und rasselte dann durch das geöffnete Thor der Villa „Kaunitz," jenes anmuthigen geschmackvollen Landhauses, welches eben so durch seine Einfachheit, als durch seine Anordnung, damals, wenn auch nicht zu den prächtigsten, so doch zu den angenehmsten und anziehendsten Gartenpallästen in den Vorstädten Wiens gezählt wurde.

Der Besitzer, Erbauer und Bewohner dieses Hauses war Seine Durchlaucht Anton Wenzeslaus Fürst von Kaunitz-Rittberg, kais. königl. Hof- und Staats-Kanzler, von den gutmüthigen Wienern,

und auch bei Hofe gewöhnlich: „der Fürst“ oder auch: „Unser Fürst“ genannt.

Als die erwähnte Karosse in dem Vorhofe anlangte, flog der Diener vom Bocksitz, öffnete den Schlag und ein junger kaum dreißigjähriger Mann sprang aus der Kutsche, und eilte in das Haus.

Dieses ist zwei Geschoße hoch, ohne besondere Pracht, aber so hübsch erfunden, daß „der Fürst,“ der die Anlage und den Plan dazu selbst gefertigt hat, auch in der Baukunst einen rühmenswerthen Geschmack verräth.

Was die innere Eintheilung betrifft, so war damals nebst einem prächtigen Gesellschaftssaal, der durch zwei Stockwerke durchging, das Wohnzimmer des Fürsten am beachtenswerthesten.

Es war von beträchtlicher Größe, und zeichnete sich durch seine Einfachheit und Nettigkeit aus. So wie im ganzen Hause waren auch hier die Möbel modern, ohne Glanz, aber überaus niedlich. Herrliche Gemälde zierten die Wände. Die Fürst Kaunitz'sche Gemäldesammlung in diesem Landhause gehörte damals zu den Sehenswürdigkeiten Wiens. Der Fürst hatte sie durch eine beträchtliche Zahl vermehrt, die er von seinem Schlosse Austerlitz in Mähren hieher bringen ließ. Er selbst war ein feiner Kunstkenner.

Unter den Gemälden im Wohnzimmer des Fürsten prangten drei „heilige Familien" Meisterwerke weitberühmter Künstler, von denen die dem Platze nach „mittlere" Raphael zu ihrem Schöpfer hatte.

Noch ein Bild war in neuester Zeit, wir sprechen natürlich vom Jahre 1781 — hinzugekommen. Es war dies ein Bild des greisen Fürsten in ganzer Statur, wie er neben dem Brustbilde der Kaiserin Maria Theresia steht.

Dies Gemälde hatte die unsterbliche Regentin vor etwas mehr als einem Jahre, also kurz vor ihrem Tode, dem Staatskanzler als ihrem bewährten Freunde verehrt. Kaunitz zählte es zu seinen liebsten Bildern.

Das Gemach, dessen wir erwähnt, war nicht nur das Wohn- sondern auch das Arbeits- und Schlafzimmer des Fürsten. Hier empfing er auch Fremde, die ihm als Privatpersonen vorgestellt zu werden wünschten. Hier finden wir ihn auch in dem Augenblicke, als die von uns erwähnte Karosse in den Vorhof rasselte.

Wir bemerken in dem Fürsten eine große Gestalt, von einer überaus würdigen Haltung und einem imponirenden Aeußeren.

Trotz der siebzig Lebensjahre ist der Kopf noch

nicht gebeugt, dieser Kopf, der seit dreißig langen Jahren Oesterreich auf einer rühmenswerthen Bahn geleitet, der in die Politik des Welttheils mit Riesenkraft eingegriffen, und die Augen aller Höfe auf sich gelenkt hatte.

Trotz der siebzig Lebensjahre steht der Mann noch rüstig da, in der ganzen Fülle seines aristokratischen Wesens, im ganzen Bewußtsein seiner großen Eigenschaften, und mitunter auch kleinlichen Schwächen, in der ganzen Macht seines ehemaligen unbegränzten Einflußes, durchdrungen von der ganzen Hoheit seiner Stellung im Staate und in Europa: jeder Zoll ein Fürst, jeder Zoll ein Diplomat, im schönsten Sinne der alten Zeit.

Trotz der siebzig Lebensjahre erkennt man in ihm noch jetzt den einst schönen Mann, der in Rom, Florenz, Turin, Brüssel, Aachen und Paris von sich reden gemacht; der mit sammt seinem deutschen Michelthum in den Pariser Salons den Glauben an die Barbaren Oesterreichs wankend machte, der die Kunst verstand, mit der verkörperten Tugend einer Maria Theresia umzugehen, und sich bei dem lebendigsten Gegensatze derselben, bei der Pompadour in Gunst zu setzen.

Wer hätte in diesem Augenblicke in dem Mann

mit dem langen warmen Pelzrock, mit der freilich aristokratisch weißen Halsbinde, mit der originellen fünfzipfeligen Perücke, den großen Staatsmann gesucht, wenn seine Gestalt, seine Manieren es nicht verstanden hätten, seine Hülle zu adeln.

Aber selbst diese Hülle, so einfach sie auf den ersten Anblick aussah, so wenig sie, so was man sagt, in die Augen fiel, selbst diese Hülle entsprach bei einer genauen Untersuchung dem Geschmacke des heiklichsten Wählers; denn der greise Staatsmann hatte einst nicht vergebens auf den sybaritischen Höfen der Bourbonen gelebt, wo er gelernt hatte, und zwar aus hoch politischen Rücksichten, den damaligen Pariser Muscadin und Gamin zu kopiren, und wo ihm besonders anfangs, wie der sarkastische Anemonen-Schreiber, der Boßhafteste aller Boßhaften bemerkt, der deutsche Pedant und umständliche Zierbengel alle Augenblicke in den Nacken schlug. Späterhin da war es freilich ganz anders, da hieß es:

„Im Norden beim Haus Oesterreich, da sind „doch auch noch Menschen, wie unser Einer, und „dieser Herr von Kaunitz könnte sich alle Stunde „für einen altgebackenen Franzosen ausgeben!“

Als der Fremde, dessen Ankunft wir eben erwähnt haben, in das Gemach trat, saß der Staats-

kanzler unbeschäftigt an seinem Arbeitstische, und hatte die Vorderseite des Körpers gegen den Eingang gerichtet.

Der Eingetretene trug ein blausammtnes Silbergesticktes Gewand, Glanzschuhe, Seidenstrümpfe, Perücke, Galanteriedegen, weiße Halsbinde u. s. w.

Es war dieselbe Eleganz, dieselbe feine Haltung, dasselbe bartlose ovale Gesicht, dieselben schönen Gesichtstheile, dieselbe Anmuth und Lieblichkeit, wie wir sie bereits zweimal gefunden, zweimal geschildert haben, freilich an zwei andern ganz verschiedenen Orten, aber genau um dieselbe Zeit, denn als der Chevalier in das Gemach des Fürsten trat, schlug die Pendeluhr die zehnte Abendstunde, und die Glocke auf der Mariahilfer Pfarrkirche wiederholte gleichsam zur Bestättigung dieselbe Stunde.

Der Chevalier machte eine ehrerbietige Verbeugung, und sagte mit seiner wohlklingenden Stimme: „Euer Durchlaucht, der Marquis von Saint Germain wird die hohe Ehre und das namenlose Glück Ihnen, dem großen Staatsmann des Welttheils, aufwarten zu dürfen nie vergessen. Die zehnte Abendstunde des siebzehnten Dezembers Anno 1781 wird zu den merkwürdigsten seines Lebens gezählt werden.“

Der Sprecher betonte die letzteren Worte so

scharf, daß der Fürst die Uhr unwillkürlich anblickte, zugleich erhob er sich von seinem Sitze, machte eine leichte Verbeugung, und erwiederte mit aristokratischer Kürze: „Ich grüße Sie, Herr Marquis."

Er wies auf einen Stuhl, unweit von dem seinen und nahm seinen Platz wieder ein. Saint Germain ließ sich ebenfalls nieder.

„Euer Durchlaucht," begann der Marquis, „ich genieße nicht den Ruhm, von Ihnen gekannt zu sein."

„Doch, doch," bemerkte der Staatskanzler, „aber nur dem Namen nach, par Renomée" —

„Ich aber war bereits der Ehre theilhaftig, Eure Durchlaucht zu sehen."

„Wahrscheinlich in Paris?"

„Um Vergebung Durchlaucht, in Aachen beim Friedenskongreß, und zwar beim französischen Gesandten Herrn von Saint Severin."

Die Erinnerung an Aachen und auf den dort besiegelten Frieden machte auf den greisen Staatsmann die Wirkung eines Sonnenstrahls, der in ein Prisma fällt. Die Tage seines diplomatischen Ruhmes tauchten regenbogenfarbig vor ihm auf. Der Aachner Friede, Kaunitzens Werk, war der Grundstein zu seiner staatsmännischen Größe. Der Fürst war der Gründer der französischen Allianz, welcher später die

Vermählung Maria Antoinette's, der Schwester Kaiser Josef II. mit Ludwig XVI. anbahnte. Einer Verbindung, die leider verhängnißvoll wurde, da nebst unzähligen Warnungen, auch jene Josefs bei seinem ersten Besuche in Paris, nicht nur fruchtlos verhallte, sondern sogar von Seite seiner Schwester und des hohen Schwagers sehr ungnädig aufgenommen wurde.

Saint Germain hatte die Achyllesferse des Fürsten berührt.

Der Mann, der so viel Selbstschätzung besaß, daß er bei einer Sache, die er recht loben wollte, zu sagen pflegte: „Das hätte ich selbst nicht besser machen können.“ Dieser Mann mußte bei Erwähnung seiner Wirkungshöhe, von Selbstzufriedenheit überfließen, und sich dem klugen Schmeichler freundlich zuwenden.

Die günstigere Stimmung des Fürsten manifestirte sich darin, daß seine Rede etwas weniger steif wurde, und bedeutend von der früheren Feierlichkeit verlor.

„Sie haben mich beim Kongreß in Aachen gesehen?“ bemerkte Kaunitz, „an den dürften Sie sich schwerlich erinnern, Herr Marquis. Der Kongreß fand Anno acht und vierzig statt, also vor 33 Jahren, wie alt waren Sie damals?“

Saint Germain versetzte: „Gerade so alt, wie heute, Durchlaucht!“

Der Staatskanzler, ohne irgend eine Bewegung kund zu geben, erwiederte mit der ihm eigenthümlich gewesenen Starrheit: „Richtig, Sie Herr Marquis sind ja derjenige, der nie alt wird, und an fünf, sechs Orten zu gleicher Zeit erscheint.“

„Ja Durchlaucht, der bin ich!“

Statt Verwunderung, oder Zweifel über diese Behauptung zu äußern, bemerkte der Fürst mit einer echten Steppen-Dürre: „Schade, daß Sie kein Diplomat geworden sind.“

Während seine übrigen Züge versteinert blieben, verrieth ein sekundenlanges Zucken in der Gegend seiner Mundwinkeln, daß er selbst über seinen gefrornen Witz schmunzle.

Saint Germain übersah dieses, und antwortete mit echt französischer Galanterie: „Mit diesen Eigenschaften ein großer Staatsmann zu sein, wäre kein Verdienst.“

Kaunitz wurde abermals wärmer.

„Es scheint, Herr Marquis, Sie wünschen etwas von mir zu erbitten.“

„Woraus schöpfen Euer Durchlaucht, diese Vermuthung?“

„Weil Sie mir schmeicheln."

„Ich bin kein Mensch wie die Andern; ich schmeichle, wenn ich gewiß sein will, daß man das, was ich biete, nicht zurückweise."

„Sie bieten mir?" fragte der Fürst etwas pikirt.

„Eine für Oesterreich wichtige Staatsneuigkeit, die Euer Durchlaucht durch Ihre Agenten erst in vier bis fünf Tagen erfahren werden." —

„Und die Sie, Herr Marquis, heute schon wissen?"

„Die ich heute schon weiß."

„Woher datirt Ihre Neuigkeit?"

„Aus Rom vom 15. dieses."

„Von fünfzehnten, wir haben heute den siebzehnten, das ist nicht möglich."

„Euer Durchlaucht," entgegnete Saint Germain, „haben vorhin bei zweien meiner bemerkenswertheren Eigenschaften nicht den leisesten Zweifel geäußert, und in dem letzteren Falle, wo es sich um nichts, als um Geschwindigkeit handelt, beliebt es Ihnen darin eine Unmöglichkeit zu finden. Angenommen, ich besäße einen abgerichteten, Jahre lang an mich gewähnten Vogel, z. B. eine Taube, angenommen man hätte dieser Taube vorgestern in Rom ein feines engbe-

schriebenes Papier unter den Fittigen befestigt, und ihr die Freiheit gegeben, ist es nun unmöglich, daß dieses Thier, wenn es z. B. früher absichtlich den Weg zwischen hier und dort einigemal machen mußte, durch seinen Instinkt geleitet, bei mir wieder eintrifft? Finden wir die Spur von diesem Instinkte nicht schon in der Bibel?"

Der Fürst hüthete sich durch eine Miene seinen Glauben an diese Angabe zu verrathen, sondern sagte: „Geben Sie acht, daß Ihre Tauben nicht auch aus Deutschland einhergeflogen kommen, sonst bekommen Sie mit Thurn und Taxis einen Prozeß."

„Den ich vielleicht nicht verlieren würde," antwortete der Marquis, „denn meine Post hat den Vortheil, daß sie keine Postlogen besitzt, wo die Briefe auf den Zwischenstationen geöffnet werden können."

Der greise Diplomat hüpfte über die Spitze dieser Rede hinweg, indem er sagte: „Und welches ist die Staatsneuigkeit, die Sie Herr Marquis aus Rom erfahren haben?"

Saint Germain zog ein feines zusammengelegtes Blättchen Papier hervor, welches eng beschrieben war.

Kaunitz warf einen Blick auf das Papier, seine

steinernen Züge verriethen nicht die entfernteste Spannung.

Bevor der Marquis das Papier entfaltete, sagte er: „Euer Durchlaucht, Sie befinden sich in diesem Augenblicke mit dem hiesigen Nuntius, dem Grafen Garampi, in einer Polemik, der Gesandte des heiligen Vaters sieht die Kirche, die Religion und den Staat durch die neuesten kaiserlichen Gesetze in große Gefahren gestürzt. Euer Durchlaucht, es wird Ihnen ferners gewiß bekannt sein, daß zu gleicher Zeit auch der Kaiser in einen Briefwechsel verwickelt ist, und zwar mit dem Pabst selbst. Die Gegner des jetzigen Systems, bemerkend, daß Sie täglich mehr an Boden verlieren, und daß sie sich in einer unangenehmen Defensive befinden, wo alle ihre Streiche nur Luftstreiche sind, und wo sie oft schon den Rückzug ergreifen müssen, bevor es ihnen noch gegönnt war, dem Angriffe auch nur mit einer Bewegung auszuweichen, in einer so verzweifelten Lage war es ganz natürlich, daß die östereichischen Heerführer der hierarchischen Opposition, hinter der sich natürlich auch die Aristokratie verkroch, nach einem Ausweg sannen, nach einem Mittel, wie diesen für sie so gefährlichen Neuerungen Einhalt zu thun wäre, und die Herren glauben, dieses Mittel gefunden zu haben. Sie rai-

soniren ganz einfach so. Der Kaiser, der, wie er selbst an den kaiserlichen Minister Hrczan in Rom schrieb, die Philosophie zur Gesetzgeberin in seinem Reiche gemacht hat, will eine neue Zeit heranbrechen machen, durch ein neues System, zur Durchführung eines neuen Systems gehört nicht nur eine in allen Theilen neu zusammengesetzte Regierungsmaschine, sondern sie erfordert auch für dieses System genugsam herangebildete Völkerschaften, die beiden Faktoren aber sind der erstern, nur zum Theil, der letztern gar nicht vorhanden, folglich hat das neue System weder Wurzeln noch Fasern, sondern es vegetirt auf der Oberfläche, und hat seine Repräsentanten in dem Kaiser, einem Theile der Behörden und der gebildeten Klasse, die sehr gering ist. Um also dieses System zu bekämpfen, braucht man die Waffe nur gegen seinen Träger den Kaiser zu kehren, man braucht nur diesem Verlegenheit auf Verlegenheit zu bereiten, und ihn entweder kampfunfähig oder kampfüberdrüssig zu machen! — Dieses Raisonement der römischen Parthei in Wien führte sie auch auf den Gedanken, den sie auszuführen beschloß, und der trotz des Einspruches einiger Kardinäle in Rom von seiner Heiligkeit dem Pabste bereits acceptirt wurde. Man faßte den Entschluß zu einer Handlung, welche dem

Kaiser unzählige Verlegenheiten zu bereiten im Stande ist, und zwar nicht so sehr der Regierung, als dem Kaiser persönlich, denn, wie gesagt, in seiner Person anfeindet und bekämpft man das System. Und in der That, je mehr man in diesen Plan der geistlichen Opposition eingeht, desto listiger, desto wirksamer, desto klüger wird man ihn finden."

Saint Germain hielt einen Augenblick inne.

Der Fürst hatte ihn mit versteinerter Gleichgültigkeit angehört. Er ordnete sein Jabot, fuhr sanft den Staub abwischend über den Aermel seines Rockes, ließ seine Uhr repetiren, trommelte mit den Fingern auf der Lehne des Armstuhls, kurz er hörte den Chevalier an gerade so, wie in jener wichtigen Staatsraths-Sitzung, wo die selige Kaiserin sich alle Mühe gab, die Dienste des Sardenkönigs Karl Emanuel in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, und wo Kaunitz zu keiner Gegenrede zu bewegen war, bis endlich Maria Theresia ganz außer sich kam, worauf Kaunitz mit sibirischer Kälte erwiederte: „Meines geringen Orts, bin ich durchaus einverstanden, der König von Sardinien hat alle möglichen Eigenschaften, und wäre nur nicht die verwünschte Geografie, so wäre er sogar noch ein ehrlicher Mann!"

Saint Germain war aber nicht der Mann, sich

durch das Benehmen eines Diplomaten aus der Fassung bringen zu lassen, er fuhr also nach kurzer Rast mit starker Stimme fort: „In Folge jenes Planes wird die Residenz Wien . . . . ."

Kaunitz hörte auf, sich zu bewegen.

„in kurzer Zeit des Glückes theilhaftig werden . . . Seine Heiligkeit . . ."

Kaunitz sah den Marquis an.

„Seine Heiligkeit Pabst Pius, den Sechten seines Namens, in seinen Mauern zu beherbergen!"

Kaunitz zuckte mit den Augenbraunen.

Das war Alles! Wenig aber doch sehr viel!

Wo ein Kaunitz in Gegenwart eines Fremden mit den Augen zuckt, dort würde ein gewöhnliches Menschenkind aus der Haut gefahren sein.

Der Marquis fuhr fort: „Als die Opposition diesen, wie schon bemerkt, von Seiner Heiligkeit bereits genehmigten Plan entwarf, raisonirte sie folgendermassen: „Der Kaiser wird in die kritischste Lage versetzt. Der Pabst wird in Wien erscheinen, Kaiser und Pabst, die Machthaber des Staates und der Kirche werden sich gegenüberstehen. Der Kaiser in seiner Einfachheit, der Pabst in seinem das Auge bestechenden Pomp, in der feierlichsten Pracht. Welch

ein Kontrast in den Augen des Volkes, das in seiner größten Mehrheit noch in dem Pabste den Statthalter Christi, und die lebendige Mittelperson zwischen sich und zwischen seinem Gott verehrt. Wer von beiden Machthabern wird bei diesem unausbleiblichen Vergleiche gewinnen? Was soll der Kaiser thun? – Soll er sich dem Pabst neben- über- oder unterordnen? Die Persönlichkeit des Pabstes ist eine überaus ehrwürdige, sein erhabener frommer Sinn ist weltbekannt, er wird begeisternd, erhebend auf das Volk wirken, die Massen werden ihm zuströmen, werden im Staube liegend seinen Segen empfangen. Der Kaiser wird auf diese Art die Gewalt der Kirche kennen lernen, welche sie noch immer auf die Gemüther ausübte, wird erschrecken und einsehen, daß es besser und leichter sei, die Köpfe als die Herzen auf eine neue Bahn zu führen. Der Pabst in Wien ist etwas ganz anderes, als der Pabst in Rom. Der Statthalter Christi wird die Gefahr, die der Kirche droht, in der Nähe kennen lernen, er wird selbst sehen und selbst hören. Was bereits geschehen, läßt sich bei der bekannten Hartnäckigkeit des Kaisers schwer mehr rückgängig machen, was aber noch geschehen soll, kann vielleicht noch abgewendet werden. Pius kennt die Offenherzigkeit des Kaisers, vielleicht gelingt es ihm,

dessen Pläne für die Zukunft zu erfahren. vielleicht kommt eine Vereinbarung zu Stande, welche es dem Pabste möglich macht, bei künftigen Kirchenreformen mit dem Kaiser Hand in Hand zu gehen. Muß es dem Kaiser nicht willkommener sein, mit dem römischen Stuhle in Gemeinschaft zu handeln, und die Last der Verantwortung, so wie die Zahl seiner Gegner zu verringen? Nebst dem Kaiser wird die Erscheinung des heiligen Vaters auch auf die kaiserlichen Minister wirken. Man wird den Mann, der eben so einfach als fromm, eben so herablassend, als Gott ergeben auf Erden wandelt, persönlich kennen lernen; seine Vorzüge werden bestechen, seine glänzenden Eigenschaften, seine ehrwürdige Erscheinung werden für ihn einnehmen. Was kann auf diese Weise nicht alles bezweckt werden? — ! Die Gläubigen werden zerknirscht sein, die Wankenden zum Stehen gebracht. Die Abgefallenen bekehrt, und die wenigen Ungläubigen müssen verstummen. Tausende von Proselyten werden für die Kirche gewonnen, und wenn in den Massen der unausbleibliche Gedanke auftaucht: Seht, dieser alte, heilige fromme Vater der Kirche, dieser Greis, der mehr dem Himmel als der Erde angehört, er hat sich im Winter trotz Wetter und Sturm auf den Weg gemacht, um den Kaiser zu bewegen, daß

er von seinen Kränkungen der Kirche ablasse! Wenn, wie gesagt, dieser unausbleibliche Gedanke auftauchen und sich Bahn brechen wird, dann wird es sich zeigen, ob der heranbrausende Sturm der öffentlichen Meinung den Kaiser nicht zwingen wird, augenblicklich einzuhalten, oder gar die Schritte, die er vorwärts that, wieder rückwärts zu machen!"

„So Euer Durchlaucht," schloß Saint Germain mit langsamer und gemäßigter Stimme, „raisonirte die Opposition, als sie den Gedanken faßte, den Pabst nach Wien zu beschwören, zum Schutze der, wie sie immer sagt, bedrohten Kirche. Pius erkannte in seiner Weisheit augenblicklich das Zweckmässige der Idee, und vorgestern als am 15. Dezember unterzeichnete der Pabst in Rom das offene Breve in Form eines Briefes an den Kaiser, indem er den Kaiser seinen Entschluß nach Wien zu kommen anzeigt. Da das Dokument zu ausgedehnt ist, um auf einem so kleinen Raume, als dieses Papier ist, Platz zu haben; so übersandte mir mein römischer Agent eine Uebersetzung der inhaltvollsten Stellen. Wenn es Euer Durchlaucht genehm ist, so will ich sie vorlesen."

„Lesen Sie, Herr Marquis, ich bitte," sagte Kaunitz.

Saint Germain las:

„Geliebtester Sohn in Christo! Mit vieler „Gemüthskränkung haben wir ersehen müssen, daß „alle unsern so dringend gethanen Bitten und An„haltungen an Euer Majestät, diesem apostolischen „Stuhl in dem ältesten Besitzungsrechte der Bisthümer, „Abteien und Präposituren, in den Beherrschungen „Dero Lombardie nicht zu beunruhigen, nichts ha„ben bewirken können, sondern daß Euer kaiserli„chen Majestät in irgend einer Art solcher Streitig„keiten einzulassen, die in dem mittleren Zeitalter „erregt worden sind, weil in der Folge und nach „hergestellter Ruhe die Kirche wieder in den alten „Besitz ihres Rechts gesetzt worden ist. Von die„sen Streitigkeiten ist unser Gemüth gänzlich ent„fernt, und es verabscheut dieselbigen, vielmehr ist „es von derjenigen väterlichen Liebe erfüllt, die wir „uns allezeit gegen E. K. Majestät zu hegen vor„gesetzt haben ......

„Für Benedikt XIV. hatte die glorwürdigste „Frau Mutter Eurer Kais. Majestät eine sehr gro„ße Hochachtung ..... er hat bei Euer Kais. „Majestät Pathenstelle vertreten, um E. K. Maje„stät durch dieses heilige Band noch fester mit dem

„heiligen Stuhle zu verbinden. Und eben dieser „Ursache wegen, geliebtester Sohn in Christo, wollen auch wir gegen E. K. Majestät nachsichti„ger sein."

Kaunitz zuckte wieder mit den Augenwimpern.

Der Marquis las weiter:

„Und brennen daher vor Verlangen, mit Den„selben auf einen freundschaftlichen Fuß, wie ein „Vater mit seinem Sohne, über diesen und noch „mehr andere Gegenstände der Neuerungen, die „im Laufe Dero Regierung eingeführt, und wo„durch wir in den tiefsten Schmerz versetzt worden „sind, in Unterhandlungen zu treten. Da wir aber „schon in voraus wissen, daß unsere Unterhandlun„gen, wenn sie nicht mündlich geschehn, mit sehr „vielen Schwierigkeiten verbunden sein würden; so „haben wir uns vorgenommen, uns an den Hof „E. K. Majestät zu begeben, ohne uns durch die „Länge und Beschwerlichkeit der Reise, das hohe „Alter und unsere geschwächten Kräfte davon ab„halten zu lassen u. s. w."

Saint Germain hatte vollendet.

„Dieses Breve wurde am 15. unterzeichnet?" fragte jetzt der Staatskanzler.

"So ist es, Euer Durchlaucht."

„Dann wird unser Kourier bis längstens am 21. hier eintreffen. Gut."

Dieß war seine einzige Bemerkung.

Es schlug gerade eilf Uhr.

Beide Herrn erhoben sich.

Kaunitz war gewohnt, sich um diese Stunde zurückzuziehen, selbst wenn sich der Kaiser in der Gesellschaft befand.

„Euer Durchlaucht," sagte der Marquis, „ich wiederhole, daß mir der siebzehnte Dezember und die Abendstunde zwischen zehn und eilf" — er betonte diese Worte wieder auffallend stark — „unvergeßlich bleiben werden."

Er verbeugte sich und ging festen Schrittes von dannen. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Fürst war allein.

„Klug ausgesonnen," murmelte er, „der Kaiser wird morgen staunen, wenn ich ihm die Nachricht mittheile; wir wollen dem heiligen Vater, als Antwort auf seine freundliche Zudringlichkeit eine kleine Gegenaufmerksamkeit beweisen. Der Kardinal Mi-

gazzi soll einen Christbaum erhalten, der ihm ein gewaltig Licht anzünden wird. Dieses „Schach dem König“ sollt ihr mit eurer halben Armada büßen!“

Er ging zur Ruhe.

12.

Die Bestätigung des „offenen Breve“ traf ein. Das dem Kardinal Migazzi verheißene Christgeschenk erschien in Form eines kaiserlichen Handbillets datirt vom zwanzigsten Dezember 1781.

Es lautete:

„Die Betrachtung, daß diejenigen geistlichen Or-
„den, männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche
„ein bloß beschauliches Leben (vitam contempla-
„tivam) führen, und also in dessen Betracht, zum
„Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesell-
„schaft nichts Sichtbarliches beitragen, hat mich ver-
„anlaßt, die Aufhebung solcher geistlichen Orden
„beiderlei Geschlechts, die weder Schule halten, noch
„Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beicht-
„stuhl versehen, noch Sterbenden beistehen, noch
„sonst im Studium sich hervorthun, von nun an
„allgemein in meinen Staaten festzusetzen. Ich
„verstehe unter diesen Orden die gesammten Kart-
„häuser, Kanadalenser, Eremiten, und alle weibli-

„chen Orden der Karmeliterinnen, Klarisserinnen, Ka-
„puzinerinnen, und dergleichen, die keine Jugend er-
„ziehen, keine Schulen halten, und nicht der Kran-
„ken pflegen. Es ist an die böhmisch-östereichische
„Kanzlei bereits eine Anordnung ergangen, daß so-
„gleich in jenem Lande diese Orden durch Landes-
„stellen per Comissarios aufgehoben, ihre Ein-
„künfte und Vermögen, wie es mit den Jesuiten
„geschehen, übernommen, den Individuen einstwei-
„len daraus nur Pensionen ausgeworfen, und ih-
„nen freigestellt werden soll, entweder, da sie nicht
„zahlreich sind, ohne Pension außer Landes in
„Klöster ihrer noch bestehenden Orden zu gehen,
„oder selbst von ihrer Diöcesen an Behörde anzu-
„langen, a votis dispensirt zu werden, um den
„weltlichen Stand oder andern Orden betreten zu
„können. Ich habe zugleich auch die Kanzlei an-
„gewiesen, mir ihre Vorschläge über die Art der
„Befolgung, und die Berichte über die Einkünf-
„te dieser aufgehobenen Klöster ehestens zu geben,
„damit ich hiernach solche blos zur Aufnahme der
„Religion und zum Besten der Nächsten nutzbarer
„anwenden könne.“ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die Klosteraufhebung war somit begonnen.

Ein Schrei des Entsetzens durchflog die ultramontane Parthei.

Staunen und Bewunderung bemächtigte sich der übrigen Welt.

Eine neue Zeit begann sich mächtig Bahn zu brechen.

Der erste Fürst aus dem Stamme Habsburg-Lothringen war der gewaltige Herold der lichtvollen Zukunft.

Millionen Menschen beteten:

„Gott segne den Kaiser."

Ende des ersten Bandes.

3 lb 11 ½ dw
6
27
4 lb 44

1

3/44 24 ½
2 36
6 40 L